

Manfred Neuhaus

Ernst Ortlepp

Begegnungen, Wanderungen,
Novellen
Erinnerungen

Schriften der Ernst-Ortlepp-Gesellschaft

Das Schaffen.

Die Kraft ist frisch, die Seel` ist voll,
Und ich zweifle noch, ob ich schaffen soll?
Schafft denn nicht Alles um mich her?
Umquillt mich nicht ein Lebensmeer?
Steigt nicht der Blume Kelch empor?
Bringt nicht der Baum sein Blatt hervor?
Entwickelt sich die Pflanze nicht?
Gibt nicht die Sonn` ihr helles Licht?
Und strömen denn nicht ungehalten
Die Quellen aus der Felsen Spalten?
Sing nicht der Vogel Melodien,
Die rührend meine Seele ziehn?
Baut nicht der Zimmermann sein Dach?
Steigt nicht die Mauer von Tag zu Tag?
Und ich, ich sollte der Einz`ge sein
Der müßig ruhte? Nein, o nein!
Die Kraft ist frisch, die Seel` ist voll,
Ich zweifle nicht, ob ich schaffen soll.

Gedichte von Ernst Ortlepp: 1831. S. 28

Manfred Neuhaus

*Ich ziehe gern durch mein
deutsches Land*

Ernst Ortlepp

Begegnungen, Wanderungen,
Novellen,
Erinnerungen

Eine Dokumentation

Schriften der Ernst-Ortlepp-Gesellschaft
Herausgegeben von Anne Usadel und Roland Rittig

Copyright © 2022 Manfred Neuhaus

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 7

1.

Begegnungen

Besuch bei Ludwig Tieck 1822

9

Empfang bei Goethe 1828

-Erinnerungen, 1840 und 1859 geschrieben

10

Robert Schumann 1833

12

Hoffmann von Fallersleben: Erinnerungen 1858

2.

Wanderungen

14

Reise in die sächsische Schweiz 1822

- Artikel von Ernst Ortlepp für den Kometen 1833

- *Fragmente aus den Werken des Teufels,*
mitgeteilt von E. Ortlepp.

23

- (*Manuscript des Teufels.*) 1833

-Ergänzungen zu den *Fragmenten* 1844

30

Mein Fußlauf an den Rhein. (Auszüge) 1824, in:

-*Belustigungen und Reisen eines Todten* 1834

38

3.

Novellen

Theodor und Adelheid.

1832

65

Eine Poetenliebe
oder:
Die drei Begleiterinnen.

1845

102

Reise von Rudolstadt nach Rudolstadt.

1845

121

Gedicht

Der Schillersberg bei Rudolstadt

132

4.

Erinnerungen

Gedichte

133

Schulpforte 1831; 1856

134

Erinnerungen an Schulpforte 1856

137

Sehnsucht nach Naumburg 1856

138

Mein Lieblingsfluss 1856

139

An das Saalthal 1856

140

Der Frühlingsabend im Saalthal 1856

142

Einleitung

Ernst Ortlepp und kein Ende –

„Auch ich hätte nie geglaubt, daß ich in meinen alten Tagen nach vor 2 Jahren in Halle noch gemachtem philologischem Examen und so manchen Leistungen im Buch der Literatur und Poesie in meinem kleinen Heimathstädtchen Schkölen mich so kümmerlich würde hindrücken müssen! Doch das ist das alte Dichterschicksal: Wie es auch ehemals war, immer das Schöne verkannt! Und mancher hat aber durchaus kein Glück, er mag anfangen, was er will.“

So resümierte Ernst Ortlepp 1858 in seinen *Erinnerungen an Schulpforte*.

Doch wie ist sein „Dichterschicksal“ verlaufen? Ein paar erwähnenswerte Ereignisse haben ich hier zusammengetragen und dokumentiert.

Die **Begegnung** mit *Ludwig Tieck*, vermutlich 1822 und der Empfang bei *Goethe* 1828 konnten ihn von seinem Vorhaben, Dichter und Schriftsteller zu werden, nicht abbringen.

1833 traf Ortlepp mit *Robert Schumann* zusammen, initiierte die *Neue Zeitschrift für Musik* und war nur für kurze Zeit Mitarbeiter in dem Projekt. 1858 besuchte er *Hoffmann von Fallersleben* und hinterließ einen „sehr traurigen Eindruck.“

Besonders möchte ich seine **Wanderung** mit Universitätsfreunden 1822 durch die *sächsische Schweiz* und seinen mit einem Bekannten 1824 durchgeführten *Fußlauf an den Rhein* erwähnen.

Beschrieben hatte Ortlepp die erste Wanderung 1833 in der Zeitschrift

Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt, gegründet von Carl Herloßsohn am 4. Januar 1830, in der er als Mitarbeiter am 18. November 1830 seine erste Rezension über ein Gewandhausconcert in Leipzig veröffentlichen konnte. In der Reisebeschreibung vergass er nicht, dem Leser seine *Werke des Teufels* anzubieten.

Die Beschreibung des *Flußlaufes* erschien 1834 in *Belustigungen und Reisen eines Todten aus Zickzacks nachgelassenen Schriften*.

Es folgen **drei Novellen**, die auf Ernst Ortlepps Schicksal während seiner Reisen hindeuten. Die erste Novelle *Theodor und Adelheid* erschien in dem Taschenbuch *Minerva für das Jahr 1833*, zwei weitere 1845 in der Zeitschrift *Der Humorist, Eine Poetenliebe, oder Die drei Begleiterinnen*, in der Nr. 72 bis 77, vom 25. bis 31. März und *Reise von Rudolstadt nach Rudolstadt*, vom 27. Juni bis 4. Juli, jeweils in Fortsetzungen.

Danach dokumentiere ich aus Ortlepps *Schillerlieder*, Stuttgart 1839 sein Gedicht *Der Schillersberg bei Rudolstadt*.

Nach seiner Ausweisung am 1. Mai 1853 aus Württemberg hielt sich Ortlepp wieder in seiner alten Heimat auf, in und um Schkölen, Zahna, Zeitz, Naumburg und Kamburg.

Hier **erinnerte** er sich 1858 in seiner o. a. Schrift an Schulpforta und veröffentlichte seine letzten Gedichtsammlungen.

1.

Begegnungen

1821 ging Ernst Ortlepp nach Leipzig, um an der Universität Theologie zu studieren. Da er aber Schriftsteller werden wollte, schrieb er schon während seiner Studienzeit Gedichte und literarische Werke. Sein erstes Gedicht *Der Freischütz* erschien am 19. November 1822 in der Dresdener Abend-Zeitung, unterzeichnet mit *Ortlepp*, ein weiteres Gedicht *Lieb und Leid*, am 20. Februar 1823 in der gleichen Zeitung mit dem Pseudonym *Cölestin*. Im gleichen Jahr veröffentlichte er einen *Text zu einer noch unkomponierten Oper „Leben des Musikus Robert Auletes“* mit einem Pseudonym *Johannes Paulus*, 1824 folgte *Donnerkeil in die Zeit geschmettert von Omikron*. Mit den Pseudonymen nahm er offensichtlich Rücksicht auf seinen Vater, der von seinen Zukunftsplänen noch nichts wußte.

Besuch bei Tieck.

Während seiner ersten Zeit in Leipzig, vermutlich 1822, besuchte Ortlepp den Dichter und Schriftsteller *Ludwig Tieck* in Dresden. Über diesen Besuch äußerte er sich in seiner Schrift *Donnerkeil in die Zeit geschmettert von Omikron. Leipzig, bei Joh. Fr. Gleditsch* 1824. S 31: „Doch wieder auf meine Reise zu kommen, in Tripoli (Dresden -nh) besuchte ich einen grossen Dichter, nicht Homer, denn der lebt in Weimar, sondern Virgil (Tieck -nh) nun, der jetzt, was ich eigentlich meinen Lesern kaum zu sagen brauche, den Shakespeare übersetzt, nahm mich liebevoll auf. Die Poesie betreffend, sagte er, es sei jetzt einem jungen aufstrebenden Künstler fast unmöglich, durch die ungeheure Sündfluth von Büchern durch zu dringen. Der Namenlose komme durchaus nicht fort.“

Ortlepp ließ sich aber von seiner Entscheidung, den Schriftstellerberuf zu ergreifen, nicht abbringen.

Der Besuch könnte im September 1822 geschehen sein, indem er mit mehreren Universitätsfreunden zu einer Wanderung in die *sächsische Schweiz* aufgebrochen war. Ein genauer Zeitpunkt ist nicht mehr fest-

zustellen. Über die Wanderung berichtete er 1833 in einem hier dokumentierten Zeitungsartikel.

Zwei Jahre später, von September bis Oktober 1824 unternahm Ortlepp mit einem Bekannten einen vierwöchigen *Fußlauf an den Rhein*.

Goethe empfängt Ortlepp.

Ortlepp bekam 1828 die Gelegenheit, mit Goethe zusammenzutreffen. Goethe notierte in sein Tagebuch: „Dornburg. 29. Juli (1828). Besuchte mich ein junger Mann, namens Ortlepp, aus Schkölen, dessen Geisteszustand ich bedauern mußte. Er zeigte schon früher ein gewisses poetisches Talent, hat sich aber in die ästhetisch-sentimentalen Grillen so weit verfitzt, daß er gar kein Verhältnis zur Außenwelt finden kann. Er ist schon 28 Jahre alt und gab mir zu peinlichen Betrachtungen Anlaß.“

Ortlepp erinnerte sich 1840 in den *Nachträgen zu Shakespeare`s Werken, Erster Band, Stuttgart, Verlag von L. F. Rieger & Comp.*, im Vorwort ausführlich an die damalige Unterredung:

[...] „Mir fällt dabei *Göthe* ein, der mir einmal das große Paradoxon hinwarf, „daß ein Gedicht eigentlich „gar nichts sei.“ Er sagte: „Was ist nun mein Gedicht von der Libelle? Oder vom Fischer und der Nixe? Oder das von dem Buhlen und dem Mädcl, das sich schließt: Sie wend` sich“! Es ist nichts! Mir fiel ein:

„Bilde, Künstler, rede nicht;

Nur ein Hauch sei dein Gedicht“!

Göthe lächelte, als ich ihn an einige seiner plastischen Gedichte erinnerte, und ich ihn fragte, ob denn die *Gestalt* auch nichts sei. Ich fragte ihn ferner, ob denn wohl ein *Kuß* nichts sei, und setzte hinzu, wenn er Küsse für nichts achte, so müsse ich auch fortan alle seine Gedichte für nichts mehr achten. Er sagte darauf: „jedes Gedicht ist gewissermaßen ein Kuß, den man der Welt gibt; aber aus bloßen Küssen werden keine Kinder“! Worauf er denn nach seiner gewohnten Art abbrach, und ich, an Lotte, Ottilie, Mignon und Gretchen denkend, in die himmlische Natur des schönen Herbsttages hinaustrat, mich meinen Gefühlen überlassend. –“

1859 beschrieb Ortlepp den Besuch in:

Das Büchlein von Schiller und Goethe, oder Nachrichten von den sterblichen Dichter. Stuttgart, Verlag von Eduard Fischhaber. 1859.

Seite 20:

„Da ich um diese Zeit bald nach dem Tode des Großherzogs Carl August († 28. August 1828 – nh) in Folge eines diesen Fall betreffenden Gedichts (Gedicht zum Jubiläum des Großherzogs Carl August, welches am 3. September 1825 glänzend gefeiert wurde: *„Erinnerung an die Jubelfeier in Weimar,“* am 4. October 1825 erschienen) durch Kanzler v. Müller veranlaßt, Gelegenheit fand, Goethe selbst zu sehen und zu sprechen, so wird mir der Leser wohl gern ein paar Zeilen über diesen Besuch gestatten.

Es war an einem wundervollen Herbsttage, wo ich, von Weimar kommend, Dornburg erreichte. In dem dortigen Schlosse weilte der gerade kränkelnde Dichter, den sprechen zu können man mir wenig Hoffnung machte. Doch ich erhielt sogleich Audienz. Nachdem ich einige Augenblicke in einem großen mit Sternkarten und mechanischen Apparaten ausstaffirten Zimmer verharret, öffnete sich eine Seitenthüre, und es trat mir in feierlich schwarzem Anzug mit energischem Schritt und starker, fester Haltung ernst, doch zugleich freundlich ein Mann entgegen, dessen bloßer Anblick mir schon überwältigend zur Seele drang. Aus seinen Augen leuchtete das Feuer eines Jünglings; sein Haupt war das eines olympischen Jupiter. Die Rede kam auf das lyrische Gedicht, auf das er wenig Werth zu legen schien, ja, er ging sogar so weit, zu behaupten, daß ein Gedicht eigentlich ein Nichts sey. In's Reich der Paradoxa gerathend, ließ auch ich es nicht an kuriosen Fragen und Behauptungen fehlen, die ihn indeß doch wohl interessiren mußten, weil er eine ganze Stunde lang anhörte und lebhaft erwiderte, bis er mir durch Aufstehen von dem Sopha., wo er mir an seiner Seite Platz angewiesen, das Signal zum Aufbruch gab. Darauf in den Schloßgarten tretend und noch eine Zeitlang im Anschauen der sogenannten „Weimarschen Schweiz“ die vorausgegangene Nähe des großen Genius nachfühlend, dachte ich an Egmont, Werther, Tasso und alle die herrlichen Gestalten, und sah der untergehenden Sonne zu.“

Ortlepp und Robert Schumann

1833 trafen sich junge Künstler im Leipziger Lokal *Zum arabischen Coffe Baum*. Zu dem ins Leben gerufenen Herloßsohn-Kreis um Robert Schumann gehörten auch Ernst Ortlepp, Ludwig Hermann Wolfram (Pseudonym F. Marlow) und Johann Peter Lyser (bzw. Burmeister) – *ein Dreigestirn problematischer Naturen* – wie der Verleger Julius Zeitler sie nannte. Sie unterstützten Schumann in seinen Bestrebungen¹

Der Freundeskreis Schumanns gab den Anstoß zur gemeinschaftlichen Gründung einer Zeitschrift. Die Anregung dazu kam bekanntermaßen nicht von Schumann, sondern von Ernst Ortlepp, der dem Verleger F. Hofmeister zuvorgekommen war. Dieser wurde von Schumann lebhaft kritisiert und zusammen mit dem vorgeschlagenen Titel „Tonwelt“ abgelehnt. Hofmeister trat zurück, Schumann wandte sich an seine Brüder und schaltete Ortlepp gleichzeitig aus. Vermutlich musste er aus Kostengründen die Redaction verlassen. Schumann fragte ihn, ob man noch auf seine freundliche Mitwirkung rechnen dürfe und äußerte den Wunsch, „dass er uns diese nicht entziehen möge.“ Ortlepp sollte am kritischen Teil in der Zeitschrift mitwirken. Seine Mitarbeit in der *Neuen Zeitschrift für Musik* beschränkte sich auf lediglich zwei Beiträge: Erstens Nr. 39, 15. Mai 1835 *Ueber künstliche Production*; zweitens Nr. 26, 27. September 1836 *Kreisler an Baron Wallhorn*.

Hoffmann von Fallersleben: *Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen.* Sechster Band. Hannover. Carl Rümpler. 1868. Weimar 1858.

„Im Mai besuchte mich Ernst Ortlepp. Er machte einen sehr traurigen Eindruck. Ich wußte nicht, was ihn zu mir herführte. Er war mit einer Gauklergesellschaft herübergekommen, der Vorsteher derselben hatte ihn zum Lehrer seiner Kinder angenommen und glaubte wirklich auf diese Weise den Tiefgesunkenen noch retten zu können. Ortlepp war durch diese Stellung vor Noth gesichert und behielt Zeit genug, um sich aus dem Bummelerleben an eine würdige Thätigkeit nach und nach zu gewöhnen. Ich stellte ihm vor, er möchte doch seine jetzige Muße darauf verwenden, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Er hörte sich

¹ „Musik, Musik, du Echo anderer Welten“ Ernst Ortlepp und die Musik. Berlin 2019, S. 95.

Alles ruhig an, meinte dann aber, seine jetzige Lage sei der Art, daß sie ihn zu keiner litterarischen Thätigkeit kommen ließe. Er dankte für meine Theilnahme und schied nachdenklich und bewegt, so daß ich wirklich Hoffnung hatte, mein guter Rath könnte vielleicht von guter Wirkung sein. Meine Hoffnung war umsonst. Nach einigen Tagen traf ich ihn in der „Sonne.“ Er war in einem seiner gewöhnlichen Zustände, sprach griechisch und allerlei Unsinn.

Traurig, daß ein so bedeutendes Talent so untergehen konnte! Ich erinnere mich noch, wie Ortlepp zuerst auftrat 1831 mit seinem „Osterlied für Europa“ und seinen „Polenliedern“, wie er freudig begrüßt ward, und wie viel man von ihm erwartete; ja, wie er 1831-34 durch seine vielen Zeitgedichte die Aufmerksamkeit der Menge zu fesseln wußte. Daß er als echter Schulpfortener die alten Sprachen gründlich verstand, hatte er in seinen Gedichten (Lpz. 1831) gezeigt; der Anhang enthält die griechische Übersetzung einiger Stellen aus Schiller's Tell. Auch die neueren Sprachen und Litteraturen waren ihm nicht fremd geblieben: während seines Aufenthalts in Stuttgart übersetzte er den Shakespeare und Byron (erschieden 1838-40). Seitdem scheint die traurige Wendung seines Lebens begonnen zu haben. 1845 erschienen nur noch seine „Gesammelten Werke“ in Winterthur. Seine letzten Gedichte sind die „Klänge aus dem Saalthal“ (Naumburg 1856).

Später hörte ich, daß er sein wüstes Bummelerleben beharrlich fortführe, sich im Herzogthum Sachsen heruntreibe und mitunter von Schulpforta unterstützt werde. Am 14. Juni fand man ihn in dem Wassergraben längs der Landstraße von Almerich nach Pforta ertrunken.“

2. Wanderungen

Im Jahre 1830 kehrte Ortlepp als freier Schriftsteller nach Leipzig zurück und wurde im November 1830 Mitarbeiter in der von Carl Herloßsohn am 4. Januar 1830 herausgegebenen Zeitschrift *Der Komet, Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt*. Bis 1835 schrieb er Rezensionen über Musik, Theater und Literatur. Jetzt hatte er die Möglichkeit, seine großen Gedichte u. a. *Allgemeines Neujahrs Gedicht für die deutsche Nation, Osterlied für Europa, Pfingstgedicht für Europa, Polenlieder, Deutschlands Erntefest* in der Zeitschrift anzukündigen und zum Teil zu veröffentlichen. Nach eigenen Angaben war er der „Erste“, der „der politischen Poesie wieder Bahn brach.“ Mit seinen zeitkritischen Gedichten geriet er in die Fänge der Zensur, die ihm das Leben schwer machte. Seine Gedichte wurden 1832 in Preußen verboten.

Durch die daraus folgenden Mindereinnahmen fehlten ihm jedoch die Mittel, um ein anständiges Leben führen zu können. Wollte er überleben, musste er sich weiterhin gegenüber einer Vielzahl von Konkurrenten behaupten und seine Erzeugnisse den Herausgebern der Zeitschriften anbieten, die sich ebenfalls als Schriftsteller betätigten. Sie prägten und repräsentierten durch ihre Persönlichkeit das Erscheinungsbild des Verlagsproduktes und achteten daher besonders auf die Qualität der eingereichten Artikel. Sollten Ortlepps Artikel angenommen werden, so musste er um die Honorare kämpfen. Eine weitere Möglichkeit bestand darin, seine Werke einem Verlag anzubieten, der für ihn Lektorat, Herstellung, Vertrieb und das finanzielle Risiko übernehmen sollte. blieb dieser Weg erfolglos, musste er sich nach neuen Einnahmequellen umsehen. gelang es ihm nicht, so blieb ihm nur noch der Ausweg, seine Schriften im Selbstverlag zu veröffentlichen.

So nutzte er jede Gelegenheit, um seine in der Vorbereitungszeit entstandenen Werke in Zeitschriften, Taschenbüchern und Journalen unterzubringen.

Der Herausgeber des *Kometen* wünschte für die Beilage *Zeitung für Reisen und Reisende* einen Artikel von Ortlepp. In dem folgenden Artikel nutzte dieser die Gelegenheit, sein diabolisches Buch über die *Werke des Teufels* anzubieten und zum Teil unterzubringen.

So erschien in der *Zeitung für Reisen und Reisende*, Beilage zum „*Kometen*“ der Artikel von Ortlepp in der Nr. 15. Sonnabend, den 13. April. 1833 in Fortsetzungen:

Reisefragmente von Ernst Ortlepp.

Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen,
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und thät das Reisen wählen.

Claudius.

Der „*Komet*“ wünschte etwas von mir für die „*Reisezeitung*“, und ich kann es ihm um so weniger abschlagen, als ich ihm so eben erst in diesen Tagen in den parodistischen Liedern förmliche Liebeserklärungen gemacht habe. Freilich sieht es mit meinen Reisen windig aus – die einzige war fast nur die öfters repetirte von Leipzig nach Naumburg und von Naumburg nach Leipzig (eine kleine nach Gohlis und Lindenaun nicht mitgerechnet) – welche auch seit zwei Jahren unterblieb. Doch in früheren Jahren empfand ich einmal die Wahrheit des Satzes: „Welche Lust gewährt das Reisen!“ als ich die sächsische Schweiz besuchte, die sich jedoch in ihr Gegentheil verkehrte bei einer Expedition nach dem Rhein, welche mehr eine über alle Kräfte gehende Uebung im Laufen, als eine Reise war. Ich schilderte damals dieselbe unter dem Namen *Zickzack* im „*Merkur*“ – sie gäbe vielleicht noch etwas Stoff – ich fühle jedoch wenig Neigung, zu dieser Sulzer'schen Theorie noch Blankenburg'sche Nachträge zu liefern. Die liebste Reisebeschreibung wäre mir, und auch wohl dem Leser, die einer kürzlich gemachten – aber nicht einmal Berlin, München oder Wien zu sehen, wurde mir bis jetzt zu Theil – geschweige denn die wirkliche Schweiz oder Italien, oder gar die classischen Fluren von Attika oder Korinth. Welche neue Welten müssen in diesen alten dem Geiste aufgehen! Was könnte man, von diesen Anschauungen überwältigt, dichten und schaffen! Doch man ist dazu verdammt, dumpf im Zimmer dahinzusiechen, und Werke zu liefern, welche die tiefe Krankheit der Seele athmen. Indeß still davon! Ich begann vor ungefähr sieben oder acht Jahren ein Buch, das den Titel führte: „*Werke des Teufels*“, dessen Einleitung von meinem Ausflug in die sächsische Schweiz handelte; diese will ich hier geben, zugleich als

Probe, da ich das diabolische Buch gern fortsetzte, wenn sich ein Unternehmer dafür interessierte. Nach diesem für nöthig geachteten Vorwort lasse ich denn die Reisefragmente folgen.

Da ich die Gewohnheit habe, bei Allem zu spät zu kommen, so konnte es nicht fehlen, daß ich fehlte, als am 16. September – ich weiß nicht mehr genau, welches Jahres, früh um 6 Uhr die Leipziger Eilpost nach Dresden abgehen sollte. Ich wurde zu einem Hinderniß, das ihn im ersten Laufe aufhielt; denn trotz seines rücksichtslosen Charakters ließ er sich bewegen, mich einige Schritte vor der Post noch aufzunehmen. Von dem Wege bis nach Meißen sage ich gar nichts, und von Meißen auch wenig; denn man ließ mir dort kaum Zeit, eine Tasse von dem kochend heißen Caffee zu genießen. Die Herrlichkeit des Elbthals ist schon oft geschildert; deßhalb unterläßt meine in diesem Augenblicke wenig sentimentale Feder, für den Eindruck desselben auf mich nach Ausdrücken zu suchen, da mein Stil hier ohnehin gesucht zu erscheinen Gefahr läuft. Es ist am besten, ich bin sogleich in Dresden, und breche auch von dort mit mehreren Universitätsfreunden auf nach der sächsischen Schweiz. Es war ein herrlicher Morgen, und die Fußwanderung hatte die höchsten Reize. Ich begriff die Leute nicht, die eine Gebirgsgegend zu Wagen bereisen konnten, wo ihnen so vieles Schöne, und selbst die frohe und freie Stimmung, die ein gemüthliches gesellschaftliches Wandern erzeugt, verloren geht. Wir sprachen über die allerwärts zerstreuten Jugendfreunde, über heitere Tage aus dem akademischen Leben, über Tabak, Gemäldegalerien, gute Bücher, Hunde, Aeolsharfen, Stiefelputzer, philosophische Systeme, Irrenanstalten, wilde Gänse, Gedichte, Vomitive, Ideale, Borsdorferäpfel, schöne Mädchen, Ruinen, Ochsen und Recensenten, allerlei durch einander; so wandelten wir dahin, und tausend Scherze, Witze, Neckereien und tolle Ein- und Ausfälle verkürzten uns den Weg. Die eigentliche Overture unserer Reiseoper begann aber auf dem Borsberge. Sie deutete uns im Voraus alle die Herrlichkeiten an, die unserer in den nächsten Tagen warteten; wie die zu einer wirklichen Oper, die auch mit allerlei einzelnen anspielenden Thema's auf Theile des ganzen Werkes hinwirkt.

In *Lohmen* hielten wir unser Mittagmahl. Ich liebe es, wenn ich mehrere Stunden gegangen bin, eine Pause der Ruhe und des phlegmati-

schen Selbstgenusses als Arie einzulegen, zumal des Nachmittags, wo ich leider ein Slave des Caffee's bin. Man wollte diesen *per ellipsin* zierlich weglassen, um noch vor Sonnenuntergang die Bastei zu erreichen. Ich schilderte meinen Begleitern die angenehme Aufgeregtheit aller mit Erschlaffung kämpfenden Lebensgeister, die dieses Getränk bei uns hervorbringen würde; doch meine Predigt half eben so viel oder so wenig, als die des heiligen Antonius von Padua an die Fische. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als sie vorausgehen zu lassen, um ihnen, nach Befriedigung meines Appetits, zu folgen.

Es dauerte länger, als mir lieb war, ehe ich den Caffee erhielt, und sonderbarer Weise eilte ich nicht, mit dem Trinken fertig zu werden. Denn es lebt mir ein eigner Uebermuth, wo es gilt, Zeit und Umstände zu beobachten und drohenden Verlegenheiten zu entgehen. Schon oft machte ich durch meinen Fehler die unangenehmsten Erfahrungen; und doch versucht mich dann immer wieder, wenn es darauf ankommt, die Momente zu benutzen, ein böser Dämon, das Schicksal gleichsam herauszufordern. Ich bedachte, wie unangenehm es sei, sich in der Nacht zu verirren, und doch blieb ich unbekümmert sitzen.

Erst nachdem ich mit einer hübschen Blondine eine oder mehrere Stunden verplaudert, brach ich auf. Die gefällige Schöne beschrieb mir den Weg von dem Liebethaler nach dem Ottowalder Grunde, wo ich meine Freunde einzuholen hoffte. Die Sonne schien noch hell; ich war daher ganz guter Dinge. Doch wurde mir schon ein wenig anders zu Muthe, als sich die Königin des Tages neigte und ich mit einem Male in die Nacht des Ottowalder Grundes hinabgesetzt wurde. Das enge, zusammengepreßte Thal, der unregelmäßige Weg, die umgerissenen, wild über einander wachsenden Bäume, die Steinmassen, die seltsamen Gebilde der in der Dämmerung einen noch schauerlicheren Charakter annehmenden Felswände, die gänzliche Abgesperrtheit von der Welt und allen lebenden Wesen, - das Alles vereinigte sich, meine Seele mit unheimlichen Gedanken und Phantasien zu erfüllen.

Ich hatte den Tag vorher noch in *Götzinger's* „Beschreibung der sächsischen Schweiz“ von der in dem Ottowalder Grunde befindlichen Teufelsküche gelesen. Jetzt eben gedachte ich ihrer und fühlte bei der schnell überhandnehmenden Dämmerung einen geheimen Schauer. Indem ich wenig Lust empfand, sie mir näher zu betrachten, spornte ich meine Schritte, um sie in den Rücken zu bekommen. Das erste Viertel

des am Himmel stehenden Mondes warf nur einige spärliche Strahlen in den dunklen Abgrund, wo ich, trotz meines Bestrebens, nur langsam vorwärts gelangte. Dabei beunruhigte mich der Gedanke nicht wenig, wie ich in der mir ganz unbekanntem Gegend den Weg nach *Rathen* finden sollte. Indem mir nun so tausenderlei Besorgnisse durch den Kopf jagten und in meinem von poetischer Lectüre erfüllten Hirn eine Welt von phantastischen Gebilden sich mächtiger und mächtiger zu regen begann – da war mir auf einmal, als ob ich aus einer Höhle linker Hand ein dumpfes Aechzen hervorkommen hörte.

Ich lauschte. Die beiden Felswände, die das Thal bildeten, waren hier einander so nahe, daß man sie mit ausgestreckten Armen erreichen konnte, und ich fühlte mich in die Mitte der Erde versetzt. Das Aechzen schwieg einige Augenblicke und schon wollte ich glauben, meine aufgeregte Phantasie habe mich getäuscht, als auf einmal eine mir ganz nahe Stimme in die deutlichen und vernehmlichen Worte ausbrach:

„O ich Unglücklicher! Ich elender Hund! Ich zertretener, armer Wurm! Warum, o Gott, riefst du mich in das Dasein? Welchen Genuß kann es dir gewähren, ein schwaches, hilfloses Wesen mit tausend Arten des Jammers zu foltern, dir, der du der Allgütige sein willst? Warum liebest du den Menschen nicht lieber ungeschaffen, wenn du ihm kein heiteres Leben bieten wolltest oder konntest? Warum lässest du das Verdienst betteln gehen, und die Narren Kronen tragen? O du grausamer Geist! Wie viele Millionen gepeinigter, bis auf's Blut gemarterter, ihrer Angst kein Ende findender Wesen haben schon seit Anbeginn der Welt zu dir hinaufgefleht, und du hast ihre schmerzlichen Gebete kalt an deinem Ohr verhallen lassen, hast ihnen nicht geholfen, sondern auf das Haupt der Zerstochnen und Verwundeten nur immer neue Pfeile der Qual herabgesandt! Ist es denn eine Kunst, den Wurm zu zertreten? Ist's eine Heldenthat, den Schwachen zu zermalmen? Dann bist du fürwahr ein Meister aller Meister! Aber zugleich auch der Tyrann aller Tyrannen! Denn ein Mensch erbarmt sich des Andern und verursacht ihm ohne Noth nicht gern den kleinsten körperlichen Schmerz; du aber sendest, vielleicht gar mit schadenfrohem Lächeln, die Heere deiner furchtbaren Krankheiten vom Himmel nieder, du lässest den Gequälten unter höllischer Pein in langen Nächten sich auf seinem Lager umherwerfen und in keiner Lage einen Tropfen Linderung schmecken, und verlangst noch, daß dir das arme geschundene Wesen für all' das ihm

aufgebürdete Elend Lieder des Dankes singe! Muß es sich nicht den widernatürlichsten Zwang anthun, dich zu loben und zu preisen? Sind die Gebete nicht nothwendig Verstellung und Heuchelei? Sollte man dir nicht lieber fluchen, du Unbarmherziger, du Quäler des Guten und Beglückter des Niederträchtigen? Ha, hätte ich dich in meiner Gewalt, ich wollte dich einmal fühlen lassen - - verflucht, daß ich nichts bin! Es macht mich rasend! O mein armes Hirn! O! O!“

Wenn man glaubt, daß ich bei Anhörung dieser Worte eine große Angst empfangen habe, so irrt man. Nein, gerade der Ton der menschlichen Stimme benahm mir einen Theil des vorigen Schauders, und der Inhalt dessen, was ich hörte, war eben nicht geeignet, ihn zu erneuern; dieser ließ mich Verzweifelten oder Wahnsinnigen hier vermuthen. Zwar kreuzten sich in mir allerlei Geschichten, wie oftmals der Teufel unter der Maske eines Hilfsbedürftigen und Verunglückten das Mitleid rege gemacht, und dann dem in guter Absicht sich Nahenden den Hals umgedreht habe. Doch die Vorstellung von Geistern ist immer weit fürchterlicher, als die Erscheinung der Geister selbst. Sieht oder hört man wirklich etwas Gespenstisches, dann erwacht ein eigener Drang, gerade darauf loszugehen und es zu untersuchen.

Und so war das jetzt bei mir der Fall. Ich trat auf einmal entschlossen in die Höhle und rief ein lautes: „Wer da?“ Es antwortete mir nichts; doch sah ich bei dem bleichen Strahle des an eine innere Felswand treffenden Mondes eine lange, schwächliche Gestalt lehnen. Sie bewegte sich nicht. Ich rief nochmals heftig: „Wer bist Du, und was machst Du hier?“

Da trat mir der an der Wand Lehnende mit geballter Faust einen Schritt entgegen und brüllte mich an: „*Ich bin der Teufel!*“

Es rann mir kalt über den Rücken. Indeß faßte ich mich, und hob an: „Mein lieber bester Teufel, ich hörte Euch so kläglich jammern, daß mir ein inniges Mitleid ankam und ich im Stillen wünschte, Euer Leid zu lindern. Nehmt es mir daher nicht übel, daß ich so frei war, Euch in Eurer Einsamkeit zu stören! Theilt mir lieber mit, was Euer edles Herz betrübt; schon dadurch wird Euch wohler werden, und vielleicht bin ich auch im Stande, Euch einen Trost zu sagen, ja wohl selbst einen Dienst zu leisten!“

Die geballte Faust des vor mir Stehenden war während meiner Rede nach und nach herabgesunken, und jetzt erwiederte er mir in einem sanfteren Tone:

„Also gibt es wirklich in dieser scheußlichen Welt noch eine Seele, die Theilnahme fühlt für mein grenzenloses Elend? – Doch was hilft mir Euer Bedauern! Mit dem Mitleid ist man immer sogleich bei der Hand, aber die gefühlvollsten Leute sind gewöhnlich die Langsamsten, wo es gilt, für den Leidenden zu handeln.“

„Aber wenn Ihr wirklich der Teufel seid,“ entgegnete ich, „so kann ich Euch doch nicht für so ohnmächtig halten, wie Ihr Euch stellt. Ich dächte, ein so gewaltiger Geist müßte doch selbst im Stande sein, sich in bedrängten Lagen zu helfen!“

„Ach, wenn Ihr wüßtet,“ seufzte er, „wie es in mir aussieht, und wie es um mich steht, dann würde es Euch nicht einfallen, mich einen gewaltigen Geist zu nennen! Wahrlich, meine Macht ist nicht viel größer, als die Macht der Fliege.“

Ich schwankte jetzt zwischen einer eigenen Mischung von Muth und von Besorgniß, da ich mich vor Hinterlist nicht sicher glaubte. Ich wußte nicht recht, ob ich ihn nun wirklich für den Teufel halten, oder annehmen sollte, daß ich irgend einen unglücklichen, hirnzerrütteten Menschen vor mir habe.

(Fortsetzung folgt.)

Nr.17. Sonnabend, den 27. April. 1833.

Reisefragmente von Ernst Ortlepp.

(Fortsetzung.)

Im fernern Verlauf unserer Unterredung versicherte er mir wiederholt, er sei wirklich der leibhaftige Satan, und entdeckte mir, welche Bewandniß es eigentlich mit ihm habe. So herrlich Jahrtausende hindurch sein unterirdisches Reich geblüht, und so eifrig auch jetzt noch die schlechtesten Grundsätze auf Erden befolgt würden, so sei doch seine eigentliche Herrschaft dahin. Sogar alle die Menschen, die nach seinem Systeme lebten, dächten nicht mehr an den Urheber desselben; es wolle überhaupt Niemand mehr so recht an ihn glauben.

Sein Unglück sei eigentlich daher gekommen. Gott habe auf einmal den Entschluß gefaßt, oder vielmehr es von Ewigkeit so voraus bestimmt, daß alle in der Hölle schmachtenden Millionen eines Tages nach erlittenen Strafen aus der Hölle befreit, wieder auf verschiedene Welten versetzt, und so fähig gemacht werden sollten, noch die Seligkeit zu erlangen. Und so sei denn seit einiger Zeit die ganze Hölle plötzlich

entvölkert und dann förmlich zerstört worden. Andere einstmalige böse Geister befänden sich jetzt auf dem Monde, auf der Sonne, auf dem Mars etc. Er selbst habe, da Gott ihm die Wahl freigestellt, die Erde, die ihm immer am treuesten gedient, zu seinem Wohnplatz ausersehen. Hier solle er sich nun nach Gottes Willen im menschlichen Stande durch Besserung nach und nach aus seinem, widrigenfalls ewigen, Verderben herausarbeiten. Nun sei dies auch wirklich seine Absicht gewesen, ja, sie sei es noch; nur mucke die alte böse Natur noch zu oft in ihm und verleite ihn zu verzweifelten Gebärden, zu Wuth und Schmähungen gegen den Herrn des Himmels und andern unmoralischen Dingen.

Um ihm einen Spaß zu lassen, habe ihm Gott die Ausübung allerlei kleiner Kunststücke vergönnt; er könne z. B. noch verschwinden, die Gestalt eines Bären, Hundes etc. annehmen, einen Kritiker in einen Esel verwandeln, und dergleichen unschuldige Dinge mehr.

Sein größtes Elend aber sei dieses. Er habe von seinem ehrgeizigen Drange verleitet, sich unter den Menschen durch etwas Großes auszuzeichnen, sich der Dichtkunst und Schriftstellerei ergeben. Damit sei es ihm bis jetzt völlig mißglückt. Kein Buchhändler entschieße sich, etwas von ihm zu drucken, besonders weil alle seine Schriften so gottlos wären. Dadurch sei er dem Hungertode nahe gekommen; kein Teufel wolle sich des Teufels annehmen. Die letzte Hoffnung, die er auf seine unlängst erst vollendeten „Werke des Teufels,“ deren Manuscript er bei sich trage, gestellt, sei auch gescheitert, und so habe er die Welt geflohen, und in verzweifelter Stimmung schon zwei Tage hier in der sogenannten *Teufelsküche* zugebracht.

„O lustig, Bruder Satan!“ rief ich aus. „Euch kann geholfen werden! Wahrlich, ich helf' Euch! Kommt nur, kommt, um vor allen Dingen diesen schnöden Aufenthalt zu verlassen!“

Wir wandten uns nach *Lohmen* zurück; ich wußte, daß ich morgen Abend meine Freunde in *Schandau* wiederfand. Noch konnte ich den mir zur Rechten gehenden Satan nicht genau erkennen. Ich bemerkte nur mit Verwunderung seine schwächliche, hungrige Armenpoetengestalt, die zipperleinartig neben mir her trippelte.

Wir sprachen von so Manchem, was man über ihn geschrieben. Er sagte:

„Ich begreife nicht, wie mich *Goethe* und *Hauff* so mächtig und vornehm haben schildern können; ich muß nur lachen, wenn ich von mir

Dinge lese, die auf das Schrecklichste mit meiner Lage contrastiren. In Goethe's Mephistopheles finde ich durchaus nicht meinen Charakter, und eigentlich gar keinen.“

Doch ich übergehe unsere Unterhaltung. In Lohmen ließen wir uns sogleich ein Zimmer allein anweisen. Jetzt konnte ich mir erst den Satan genau betrachten. Es war ein dürrer, langer, junger Mann, ungefähr von meinem Alter; in seinen Augen lag eine wunderliche Mischung von Gutherzigkeit und Schadenfreude, Offenheit und Verstecktheit, Feuer und Mattigkeit, ja Tod und Leben. Sein ganzes Wesen deutete auf ein unbegreifliches Amalgama von Gutem und Bösem. Seine blassen Wangen waren eingefallen, die sich häufig zu düstern Runzeln verziehende Stirne bedeckten beinahe ganz seine unordentlich nach dem Gesicht hereinhängenden Haare, und ein malitiöser Zug um den Mund harmonirte mit seiner vollendeten Habichtsnase. Im Aeußeren fand ich ihn ziemlich ärmlich. Er trug einen abgeschabten, vielleicht schon zehnmal behandelten schwarzen Frack, eine lange unscheinbar gewordene, in's Weiße und Graue spielende gelbe Weste, gestreifte Sommerbeinkleider und einen schwarzen Strohhut, an dem der Zahn der Zeit sichtbar nagte. Wir machten es uns bequem und ließen uns gemüthlich auf dem Sopha nieder. Das Erste, was mir an dem Satan auffiel, war seine ganz enorme Eßbegierde. Noch ehe die Suppe erschien, hatte er beinahe ein ganzes Brod aufgegessen. Eben so ging es mit Fleisch, Braten, Salat, Compot, Butter, Käse – er aß gewiß für 12 bis 16 Personen, ehe er sich nur einigermaßen gesättigt fühlte.

Ich schätze mich glücklich, das berühmte Wesen, das einst viele Kaiser, Könige und Päpste geholt, und noch in der neuesten Zeit die Federn der geistreichsten Schriftsteller beschäftigt hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Freilich fand ich es auf's Neue bestätigt, daß die Vorstellung, die man sich von einem großen Manne macht, durch dessen persönliche Bekanntschaft gewöhnlich nicht ganz zu seinem Vortheil berichtet wird, und daß es nicht so unbedingt allemal eine Wollust ist, einen großen Mann zu sehen.

Jetzt zeigte er mir das Manuscript seiner „Werke des Teufels.“ Es war sauber und nett geschrieben, und schien viele originelle Gedanken und Ansichten zu erhalten. Darauf declamirte er mir mehrere Gedichte von sich, die ich sehr sentimental fand.

Nachdem wir bei dem Weinglas – er trank wenigstens zehn Flaschen,

bis tief in die Nacht geschwätzt hatten, legten wir uns endlich zur Ruhe. Ich schlief sogleich ein, wurde aber bald durch fürchterliche Träume aufgestört.

(Fortsetzung folgt.)

In den weiteren Folgen der mir vorliegenden *Zeitung für Reisen und Reisende*. Beilage zur Zeitschrift *Der Komet*, wurden die *Reisefragmente von Ernst Ortlepp* nicht fortgesetzt.

In *Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt*. Nr. 141. Montag, den 2. September 1833 erschienen in zwei Fortsetzungen (Nr. 142, 143) *Fragmente aus den Werken des Teufels, mitgetheilt von E. Ortlepp. (Manuscript des Teufels.)*

Es ist keine Fortsetzung des o. a. Reiseberichtes, der Teufel berichtet hier über sich persönlich, eben das Manuscript des Teufels.

I.

Es ist schon viele über mich geschrieben worden, ja selbst in der neuern Zeit hat man meine Wenigkeit wieder aus der Rumpelkammer hervorgesucht und sie zu verherrlichen sich bemüht. Aber ich wüßte kein Buch, das mich völlig befriedigt, in dem ich mich bis in die innersten Tiefen meines Wesens getroffen gefühlt hätte, außer das einzige von meinem berühmten Freunde *Goethe*. Doch selbst dieser hat noch eine reiche Nachlese übrig gelassen. Die Meisten strichen immer nur an meiner Oberfläche dahin. Um nun einmal den Menschen einen recht vollständigen Begriff, ein treues, lebendes Bild von mir zu verschaffen, habe ich mich zu gegenwärtiger Selbstschilderung entschlossen, und mir dabei Offenheit und Wahrheit zur strengsten Pflicht gemacht.

Vor allen Dingen muß ich sagen, daß man sich sehr irrt, wenn man mich für ein grundverdorbenes, durch und durch böses, nur das Schlechte wollendes Wesen hält. O ich habe äußerst sentimentale Stunden! Kennte man doch alle die zarten Gefühle, die warmen Begeisterungen für das Schöne und Große, die so oft mein Herz durchglühen, wüßte man von allen den Stimmungen süßer Wehmuth, von denen überwältigt ich in großen Augenblicken an der Brust eines sympathisirenden Freundes zu sterben wünschte; o dann würde man ganz anders von mir denken!

Aber die Irrung ist daher entstanden. Seit alter Zeit schon war es mir nicht möglich, einen Unterschied von Tugend und Laster, von Gutem und Bösem anzunehmen. Denn, was der beschränkte Verstand kurz-sichtiger Menschen böse nennt, ist das nicht gerade oft das Schönste, Größte, Herrlichste? Wird nicht aus dem kolossalsten Bösewicht der größte Mann? Man denke an Napoleon. Und haben nicht fast alle Laster, als Trinken, Spielen, Huren etc. die unschuldigsten Quellen? Man will die Zeit angenehm hinbringen, man will sich vergnügen, man will sich glücklich befinden. Und wurden nicht von Gott die Wesen, die er außer sich schuf, zur Glückseligkeit bestimmt? Hätte er sie nur zum Leiden und Buße thun an's Licht gerufen, dann würde er ja besser gethan haben, er wäre allein geblieben. Uebrigens kann Jemand bei allen Lastern immer ein gutmüthiger, dienstfertiger, mildthätiger, humaner und lebenswürdiger Mensch sein, und dies oft in weit höhern Grade, als der strenge stoische Rigorist, der ein Kreuz vor ihm schlägt, und Gott dankt, daß er nicht ist, wie er.

Doch ich finde im Verlauf des Buches Gelegenheit, diese Materie weiter zu erörtern, und fange jetzt lieber an von mir zu erzählen.

Also es war mir von Gott bestimmt, auf die Erde zu gehen, einen menschlichen Leib anzunehmen und mich zu bessern. Von vorn anzufangen, mich in einen Uterus einzuquartieren und dann ein Wiegenkindchen zu werden, dazu konnte ich mich nicht entschließen. Aber die Knabenjahre, die ich immer als die glücklichsten schildern hörte, war ich sehr geneigt, mitzunehmen.

Ich sah mich also als unsichtbarer Geist auf der Erde ein wenig um, um mich irgendwo bei einer Familie einzuflicken. Da kam ich denn eines Tages in das Haus des Predigers zu Habenichtswalde, ein Städtchen, das ich in den allervollständigsten Geographien nicht mit aufgeführt gefunden habe. Ich halte es daher für meine Pflicht, hier anzumerken, daß es von Leipzig aus ein wenig gegen Amerika hin gelegen ist. In dem Pfarrhause war so eben der älteste Sohn, ein zehnjähriger Knabe, gestorben, zu großem Leidwesen der Eltern. Ich schlüpfte durch das Schlüsselloch in die verschlossene Kammer, wo er lag, besah ihn mir, und da mir sein Körper nicht mißfiel, beschloß ich bald, in ihn zu fahren, und mich zu stellen, als ob ich der wieder aus dem Scheintode erwachte Junge wäre. Gedacht, gethan.

Als die Leichenfrau erschien, um den Gestorbenen zu waschen, da

zuckte ich mit Händen und Füßen, stellte mich aber immer wieder tod, worüber sie sehr erschrak; endlich aber, als ich den Spaß satt hatte, sprang ich auf, und lief hinunter in das Wohnzimmer der Pfarrleute. Diese fielen in Ohnmacht vor Bestürzung, erholten sich aber bald, worauf sie desto stürmischer ihren Jubel äußerten. Ein Vater, der nicht mein Vater, eine Mutter, die nicht meine Mutter, Brüder, die nicht meine Brüder waren, und die ich noch nie gesehen hatte, drückten mich als einen bekannten, theuern Geliebten an die Brust und herzten und küßten mich so sehr, daß ich schier hätte ersticken mögen.

Das war nun Alles recht gut und schön. Nur sah ich bald, daß meine Rolle ihre Unbequemlichkeiten hatte. Anfangs schwieg ich zu Allem, was man mit mir vornahm; das wollte den Eltern nicht gefallen. Sie sagten: „Du bist doch sonst ein so munterer Junge gewesen; was in aller Welt ist denn nur mit Dir vorgegangen, daß Du Dich so still verhältst, als ob Du nicht drei zählen könntest?“ Ich wußte das freilich am besten, hütete mich aber, mir etwas merken zu lassen. Noch mehr gerieth ich in Verlegenheit, wenn ich wissen sollte, wo alle Kleider, Bücher, Geräte etc. befindlich wären; der älteste Sohn in einer Predigerfamilie auf dem Lande ist immer des Vaters Bedienter und Laufbursche; mir machte diese Stelle viel zu schaffen. Eben so wunderte man sich, daß ich meine Spielkameraden sämmtlich nicht mehr kannte und die Einwohner des Orts nicht mehr wohnen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 142. Dienstag, den 3. September 1833.

(Fortsetzung.)

Am Allerauffallendsten aber war es dem Vater, daß ich nach einigen Tagen, die er mir zur Erholung von meiner Krankheit noch vergönnte, als er seinen Unterricht im Griechischen, Lateinischen und Musik wieder anfangen wollte, alle meine vorherigen Kenntnisse verschwitzt hatte. Ja, selbst mit dem Schreiben wollte es nicht fort. Mit dem Deutschlesen ging es sehr langsam; denn ich hatte es bisher nur so weit betrieben, daß ich allenfalls einen unterzeichneten Namen zusammenbuchstabiren konnte, wenn mir Jemand seine Seele verschrieben hatte.

„Nun sag` mir aber in aller Welt, Fritz,“ hob der Vater an, „wie sieht es mit Dir aus? Du hast ja auch reinweg Alles vergessen! Du konntest leidlich aus dem Cornelius exponiren und selbst die Verba in μ gingen

schon recht hübsch! Du spielst Deinen Choral auf der Orgel und rechnetest wie an dem Schnürchen! Wo ist denn nur das Alles hin? Was bist du für ein unsäglich einfältiger Tropf geworden?“

Ich konnte nichts thun, als innerlich lachend heulen, worauf sich meine Mutter in's Mittel schlug, indem sie ihrem Manne einzureden suchte, das hitzige Fieber habe meine geistigen Kräfte so sehr zerrüttet, und ihn bat, ja mit möglichster Schonung gegen mich zu verfahren. Ich versprach dabei, allen ersinnlichen Fleiß anzuwenden, um das Vergessene wieder zu lernen, was den Pfarrer einigermaßen beruhigte.

Dieser glaubte nun selbst, daß die überstandene Krankheit meine Seelenkräfte und besonders mein Gedächtniß so sehr angegriffen haben müsse. Doch ließ er sich deshalb die Mühe nicht verdrießen, mit mir wieder bei den leichtesten Anfangsgründen zu beginnen, und freute sich, als die abhanden gekommenen Kenntnisse, wie er sich ausdrückte, sich wieder einstellten. In der That machte ich recht gute Fortschritte. Denn dumm bin ich von Natur nicht, und es wäre längst etwas aus mir geworden, wenn sich Jemand meiner angenommen hätte. Ich studirte gewöhnlich bis gegen Abend, wo ich dann ausflog und an den Spielen der Kinder Theil nahm, wo ich mich bald vor Allen durch Körperstärke, Gewandtheit, Lebhaftigkeit und eine außerordentliche Fertigkeit im Schimpfen und Fluchen hervorthat, wobei mir allerlei boshafte Neckereien ein großes Vergnügen machten.

Und das war es, was sich mein Vater am Allerwenigsten erklären konnte. Etwas Maliciöses und unsittliche Reden hatte er doch früher nie an mir bemerkt. Auch mein hiermit verbundener Trotz und Widersetzlichkeit frappirten ihn nicht wenig, und er fand es unerklärlich, wie die Krankheit zugleich mit meinem Geiste auch mein Herz so sehr verändert haben könne. Ich muß gestehen, ich zeigte mich gegen meinen Vater oft recht undankbar und belohnte ihn für seine Liebe schlecht. Es machte mir Spaß, ihn zu necken, zu ängstigen und zu erschrecken, wenn er mir einmal eine Strafe dictirte, die mich verdroß.

So als ich einstmals das Kind eines Nachbars wund geprügelt, und mir der Vater etwas zu fühlbar bewies, wie Unrecht ich gehandelt, verließ ich meinen Körper in der Nacht, und früh fanden die Pfarrleute mich wieder todt. Die arme Mutter war ganz außer sich und beschuldigte den Vater unter Geheul und Geschrei, daß er mich ermordet habe. Vergebens wandten die herbeigeholten Aerzte ihre Künste an. Ich gab einen

ganzen Tag lang kein Lebenszeichen. In der Nacht jedoch spazierte die Seele wieder in den Körper zurück, und den Morgen darauf fanden die Eltern mich zu ihrer unendlichen Freude wieder lebendig.

Doch stellte ich mich nun abermals am Verstande zerrüttet, und ließ meinen verzweifelten Vater glauben, ich habe zum zweiten Mal seinen ganzen Unterricht vergessen. Er mochte mich fragen, was er wollte, ich gab entweder gar keine, oder die dümmste Antwort, die ich nur ersinnen konnte. Und so wiederholte ich diese Kriegslist noch öfters mit dem glücklichsten Erfolg, bis mein Vater zu der Einsicht gelangte, daß er mich wegen meiner wunderbaren körperlichen Complexion auf das Gelindeste behandeln müsse. Ferner fiel es meinen Eltern auf, daß ich den unüberwindlichsten Abscheu vor der Kirche zeigte, die ich doch sonst so regelmäßig besucht hatte. Er mußte fast allemal Gewalt brauchen, um mich in das Gotteshaus zu bringen.

Denn nichts war mir unausstehlicher, als wenn ich *dem* Lob- und Danklieder singen sollte, den ich seit Ewigkeit nicht leiden konnte, und nichts ennuyirte mich mehr, als wenn mein Vater in seinen Predigten mit einer zum Sterben langweiligen Umständlichkeit zeigte, daß Gott das heiligste, gütigste, gerechteste, liebevollste und vollkommenste Wesen sei, wobei er sein Thema noch mit einer Unzahl von ledernen Bibelstellen bekräftigte. Ich saß dann da in mich zusammengekauert, gähnte, leierte die Daumenmühle und murmelte vor mich hin: „ja, rede Du nur darauf los! Ich weiß es doch besser!“

Und wenn der Cantor nun vollends mit seiner aus Strohbaß und Nasenbaryton zusammengesetzten Zitterstimme vorsang, oder sich gar einfallen ließ, eine Ohren und Herz durchbohrende Kirchenmusik aufzuführen, welcher der Organist mit seinem disharmonischen Geheul die Krone aufsetzte, dann konnte ich nicht begreifen, wie es Gott möglich wäre, diesen Gräuel der Verwüstung mit anzuhören, ohne mit Donner und Blitz dreinzuschlagen.

(Beschluß folgt.)

Nr. 143. Mittwoch, den 4. September 1833.
(Beschluß.)

II.

Aphorismen aus dem Tagebuch des Teufels.

Ein Muß ist ein böses Kraut. Selbst das Leichteste geht oft nicht von Statten, *wenn* und *weil* man es *muß*. Man martert sich ab, und es wird doch nichts. Und am Schlimmsten ist es, wenn man aus einem elenden Nichts ein Wiedernichts machen soll. Darum mißlingen die meisten Gelegenheitsgedichte. Nein! Frei ist die *Kunst*! Kein *Mensch*, und am Allerwenigsten der *Dichter*, muß *müssen*!

Wenn ein mattherziger Moralästhetiker dem Dichter zumuthet, daß er das Unmoralische nicht in reizende Farben kleiden solle, so verleidet er dem Genie seine schönsten Sünden.

Lucian sagt einmal, daß die Gedichte *carmina* hießen, quia mente carent. Man könnte hierbei eine artige Application auf die Hyperromantiker der neuesten Zeit machen. Wenn sie uns nur *Wahnsinn* gäben! Aber den *Unsinn* hole der Teufel!

Wie viele schöne Talente mögen wohl auf der weiten Erde lebendig begraben liegen! O, wird es eine andere Welt geben, wo der sehnstüchtige Geist die ganze Fülle seiner Anlagen entwickeln kann, wo er ganz sein darf, was zu sein ihm hier das Schicksal verbietet? Das Schönste, das Erhabenste trifft hier immer das härteste Loos. Aeüßerer Druck ist eine festgesetzte Strafe für den, der nach dem Hohen wagt. Das ist vielleicht der Neid der Götter, der uns mißgönnt, was ihnen allein zukommt.

Bloß für die Gegenwart leben? Wirthschaften ohne Rechnung? Es zerstreut – macht froh – aber der temporellen Betäubung folgt ein böses

Erwachen. – Ein schlafender Mensch ist ein schönes, trauriges, rührendes Bild.

O Leben! – Ewige Güte, warum wecktest du den Menschen aus dem Nichts?

Die Abschreckung hat eine ermuthigende Kraft für den rechten Geist, der Druck erhebt ihn, die Nichtbeachtung von Seiten Anderer gibt ihm Selbstgefühl. Zu frühes Lob erzeugt dummen Stolz, bequeme Bahn macht träge, und unverdiente Ehre hindert an der Erwerbung wahren Verdienstes. Ein Genie würdigt sich selbst am Besten und ist zugleich, wie der Tugendhafte, mit seinem eigenen Beifall zufrieden.

Ach, ich kenne auf der ganzen Welt nichts Trostloseres, als den begabten Geist, der von Welt und Schicksal unwürdig behandelt wird, als die Seele, die glühend an der Kunst hangt, die ihren Beruf, ihr Talent mächtig fühlt, und doch dazu verdammt ist, ihrem Himmel den Rücken zuzuwenden. Nur ein hoffnungslos liebendes Herz leidet ähnlich.

Die Dichtung, die nicht aus vollem Herzen quillt, wird hölzern und todt; Die elende Sorge um äußern Gewinn kann nicht Begeisterung machen, sondern sie nur zerstören. Soll ich um des Geldes willen schreiben, so schreibe ich vielleicht in der unglückseligen Stunde, wo ich keinen Stoff in mir habe, wo ich keine Lust fühle, und was kann daraus Gescheidtes werden? Auf diese Art verderbe ich mich nur, und dichte mich matt und dumm für etwas Großes.

Wenn mich nur Niemand mehr fragte, wie es mir ginge, damit ich nicht jedes Mal mit der stereotypen Lüge „gut!“ antworten müßte.

Im Leben geht's allemal über zehn Dornen, zwanzig Disteln und hundert Steine, ehe eine Blume kommt!

O.“

Fortsetzung der Reise in die *sächsische Schweiz*.

Die Reise in die sächsische Schweiz ist in den gesammelten Werken von Ernst Ortlepp. Dritter Band. Winterthur, Druck und Verlag des Literarischen Comptoirs von Hegner, älter. 1846, enthalten und wird in dem humoristischen Roman *Leben, Abenteuer und Meinungen des deutschen Michel* 1844 erneut beschrieben.

Im zehnten Kapitel heißt es:

„*Neue Unfälle. Michels Reise in die sächsische Schweiz. Sein Zusammentreffen mit dem Teufel.*“

Michel schildert die Reise in die sächsische Schweiz mit fast identischen Angaben, wie in den Reisefragmenten im *Kometen*, Nr. 15, den 13. April 1833.

Die nicht fortgesetzten *Reisefragmente* werden hier mit dem weiterführenden Text aus dem o. a. humoristischen Roman ergänzt.

Fortsetzung Seite 110:

Wiewohl mir in seiner Gesellschaft mitunter beunruhigende Gedanken ankamen, so war es mir doch auf der andern Seite wieder interessant, das berühmte Wesen, das seit Anfang der Welt eine so bedeutende Rolle gespielt und die Federn der geistreichsten Schriftsteller beschäftigt hatte, einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Freilich fand ich auf's Neue bestätigt, daß die Vorstellung, die man sich von großen Männern macht, in ihren übertriebenen Erwartungen gewöhnlich nicht ganz befriedigt und erreicht wird. Es gilt da nicht immer der Satz: „es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn!“ Zugleich bemerkte ich an meinem Tischgenossen aber auch, daß die Meisten nicht so böse sind, als sie ausgeschrien werden. Nach den gewöhnlichen Schilderungen hatte ich mir unter dem Satan ein alle Schrecken in sich vereinigendes Ungeheuer gedacht, und siehe da, ich fand an ihm eine

wenn auch nicht sonderlich angenehme, doch ziemlich erträgliche Person.

Nach dem Essen und fleißigen Weintrinken wurde er aufgelegter, als vorher; der Rausch mochte mit dazu beitragen, daß er aus einer gewissen schweigsamen Verschlossenheit nach und nach in eine mittheilende und vertrauliche Gesprächigkeit überging. Er sagte, wie er das lange unthätige Leben, das er jetzt geführt, herzlich satt habe, und daß es sein Plan sei, nun bald wieder einmal in der ganzen Welt einen ungeheuern Crawall loszulassen. Mit lebhaften Farben erzählte er mir, was er in dem Jahre 1830 mit Frankreich, Belgien und Polen beabsichtige: was auch nun jetzt wirklich in Erfüllung gegangen ist. Er gedachte noch so mancher großer im Schoße der Zukunft ruhender Revolutionen; doch da er mir das Alles nur unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit vertraute, so darf ich davon nichts verrathen. Er konnte mich sonst besuchen und mir zum Spaß den Hals umdrehen, wonach ich eben kein lebhaftes Verlangen fühle.

Indem er über diese Dinge sprach, hob er plötzlich mit einem höhern Affekt an:

„Wenn ich nur einmal des berühmten „*deutschen Michels*“ habhaft werden könnte! An dem wollte ich mein Mütchen gehörig kühlen! Noch nie habe ich ihm beikommen können, aber wenn ich ihn fasse, sapperment! Das wird ein Höllengaudium!“

Ich erschreck nicht wenig über diese Worte, die er mit einem recht drastischen Grinsen und Zähnefletschen begleitete.

„Sehen Sie, fuhr er fort, dieser *deutsche Michel* kommt mir mit seiner langweiligen Ehrlichkeit und gewissenhaften Dummheit in allen meinen Unternehmungen wie ein recht ungeschickter Esel drein gestolpert, und verdirbt mir immer meine schönsten Pläne. Wenn ich einmal bei einem rechten Haupt=coup denke, nun wirst du's gleich so weit haben, als Du's haben willst, wer muß mir allemal die ganze Brühe versalzen? - Der *deutsche Michel*, und immer der *deutsche Michel*! O, rief er, eine gräßliche Fratze schneidend und die Faust ballend, aus der in diesem Augenblicke schon kleine Klauen hervorguckten, wenn ich das verdammte Rhinoceros in meine Macht bekomme, so werde ich an ihm keinen ganzen Fetzen lassen! Meinen Sie nicht auch, daß ich dem Lumpenkerl den Garaus machen soll?“

Ich konnte vor Angst kaum eine Antwort herausbringen – meine Haut

fühlte schon die drohenden immer größer werdenden Krallen – es juckte mir an der Kehle, und nur mit der größten Mühe stotterte ich endlich:

„Aber – mein allerverehrtester Herr Teufel, Sie haben doch – von dem armen *Michel* – auch eine – gar zu ungünstige Meinung. Wahrscheinlich – kennen Sie den guten Mann – zu wenig!“ -

„Was? Ich ihn nicht kennen?“ fiel er mir mit Hohngelächter in die Rede.

„Nun ich meine – Sie kennen ihn vielleicht bloß vom Hörensagen, aber nicht von – Angesicht zu Angesicht.“

„Freilich, gesehen habe ich das Kamel noch nicht, aber ich wollte wetten, daß ich ihn, wenn er mir einmal nahe käme, unter Tausenden herausfände. Ich würde ihn erkennen an seiner Aengstlichkeit, an seiner Ehrlichkeit, an seiner ledernen Legalität, an seiner Schläfrigkeit, an seiner ekligen Bescheidenheit, an seiner Unterthänigkeit, und an seiner eingepökelten Physiognomie, in der sich alle diese Eigenschaften abmalen!“

„Aber, entgegnete ich – der Mensch – ist doch wirklich nicht – so hasenswerth – (ich mußte nach jeden zwei Worten frisch Athem schöpfen) – als – als – als“ -

Hier gerieth ich völlig in Verwirrung und blieb in meiner Rede stecken.

„Herr, ich glaube gar, fuhr er jetzt auf mich los, Sie sind selbst der *deutsche Michel!*“

Das war ein Donnerschlag! Eine Minute lang blieb ich sprach= und besinnungslos.

„Wie heißen Sie?“ frug er. Ich achtete mich verloren, und wollte nach Hülfe rufen, doch der Laut blieb mir im Halse stecken.

„Wie heißen Sie?“ frug er zum zweitenmal, indem er mich bei der Achsel packte – seine Augen funkelten schrecklich, sein rothes Haar richtete sich empor – er schüttelte mich. „Nun, heraus mit der Sprache!“

„Ich – ich – ich – heiße – nun ich heiße *Deutsch!*“

„Die Vornamen!“

„*Crispinus Egidius!*“ versetzte ich mit Festigkeit. „Belieben Sie doch einmal, mir Ihren Paß zu zeigen!“

Rasch hatte er meine Brieftasche erwischt, schnell fand er selbst den Paß heraus, und jetzt las er:

„*Johann Michael Deutsch!*“ „Da haben wirs!“ rief er mit satanischer Befriedigung. „Dacht´ ich`s doch! Triumph! Triumph! der *deutsche Michel* ist gefunden!“

„Und ich bin verloren!“ seufzte ich erblassend, indem ich rücklings umsank.

Mir war ungefähr so zu Muthe, wie Einem, dem ein aus der Menagerie entsprungener Löwe oder Tiger beide Tatzen auf die Schultern legt; in- deß es gibt Fälle, wo es die Gefahr bis auf den äußersten Gipfel treibt, und dann plötzlich in dem Augenblicke, wo unser Untergang unvermeidlich scheint, wie durch ein Wunder von uns zurückweicht.

Nachdem mich der Satan ungefähr wie so ein wildes Thier seine Beute mit innerlicher Raubgier eine Minute lang betrachtet, und ich nun glaubte, sogleich von ihm in Stücke gerissen zu werden, begann er auf einmal wider meine Erwartung in einem ganz andern Tone:

„O was seid Ihr doch für ein zaghafter Kerl! Seht Ihr denn nicht, daß ich mit Euch meinen bloßen Scherz getrieben? Ich kannte Euch ja auf den ersten Blick, aber es amüsirte mich, Euch ein wenig Angst zu machen. Seid unbesorgt, *deutscher Michel*; ich werde Euch kein Leid anthun! Im Gegentheil wird es mir lieb sein, wenn Ihr sogleich wieder heiter werdet! Laßt uns noch ein paar Flaschen Champagner zusammen austechen; das wird Euern guten Humor schnell herstellen!“

Der Champagner erschien, und erreichte bald seine Wirkung. Ja, es wollte mir fast eine gewisse Gemüthlichkeit im Innern aufgehen; aber immer drängten sich seltsame, unheimliche, grauenvolle Bilder und Gedanken feindselig dazwischen; ich wurde lustig, aber auf eine wilde und unnatürliche Art, vor der ich öfters selbst erschrack. Vor meiner Seele breitete sich ein weites Paradies aus, das in einem zauberischen fremdartigen Lichte schwamm; ich sah Haufen Goldes vor meinen Augen; üppige, hinreißend schöne Mädchengestalten schwebten an mir vorüber, in wollüstigem Verlangen die Arme nach mir ausbreitend, und die sinkenden Gewänder zeigten mir die schneeweißen Busen und überquellenden Wunderformen, und Himmelbetten winkten zum Genuß unter lieblichem musikalischem Getön – aber dazwischen sah ich die bleichen Sterbegesichter meiner frommen Eltern traurig niederblicken, - *Gretchen* stand vor mir so heilig und unschuldig wie sie mir an ihrem Confirmationstage erschien – und vor den Ohren klang es mir durcheinander wie wilde Tanzmusik, Choralgesang, Studentenlieder, Leichengeläute – dabei lockte mich Etwas, das ich nicht beschreiben kann, ich weiß nicht zu sagen, war es eine Gestalt, oder eine Stimme, oder eine Farbe, oder ein betäubender Duft – doch nein, das Alles nicht; es war

ein geheimnißvolles mit Worten gar nicht zu schilderndes Etwas, das immer engere Kreise um meine Seele zog, sie rings ganz einspann, und dann gar wie mit geistigen Fingern und Händen anfaßte.

„Nun, was simulirt Ihr denn?“ hob mein Gesellschafter an. „Ihr sitzt ja wie im tiefsten Traum! Heida! Juchheh! Es ist Alles Eins! Man lebt nur einmal! Kommt, laßt uns Brüderschaft trinken!“

„Mir graus`te wieder; doch schon waren unsere Arme verschränkt, und so trank ich denn mit dem Teufel Brüderschaft. Eine blaue Flamme schlug aus den Gläsern; der Champagner durchbrannte mich wie lauter Feuer.

Jetzt fing der Fremde an, sich seiner Baarschaft zu entledigen, die ihm, wie er sagte, lästig werde. Er zog einen Beutel nach dem andern hervor, und legte ihn auf den Tisch; dazu kamen ganze Bündel von Staatspapieren, Coupons, Wechseln und Anweisungen, deren Werth sich auf Millionen betrug. Noch immer waren die Taschen nicht geleert; fast eine Viertelstunde hindurch holte er ganze Hände voll Louisdors und Doppellouisdors heraus, die er zu hohen Haufen vor mir auftürmte.

„Ja, sagte er, Geld ist die Seele von Allem! Was bist du ohne Geld? Nichts, gar nichts! Es kräht kein Hahn darnach, ob du existirst oder nicht, wenn du kein Geld hast! Mit Geld erwirbst du Ansehen, Ehre, Ruf, hohe Stellen, jeden Genuß, den dein Gaumen, jede Wollust, die dein Leib, jede Wonne, die dein Geist verlangt! Geld macht dich zu einem Gott auf Erden! Geld öffnet dir jede Pforte, Geld ebnet dir jede Laufbahn, Geld führt dich an jedes schöne Ziel, Geld macht dir Alles gehorsam und gefällig, Geld führt dich in alle herrlichen Länder und Städte der Welt, nach deren Anblick deine lechzende Phantasie mit Sehnsucht verlangt, Geld gibt dir Bildung, Vergnügen, Ruhe, Sicherheit, Selbstgefühl und Würde, Geld befriedigt alle deine Wünsche!“

Bei meinem großen Mangel an Gelde fühlte ich tief das Wahre, was in diesen Worten lag. Ach wie oft hatte ich schon in *Geldhausen*, wenn ich zuweilen bei Kaufleuten oder Wechslern oder auf Farobänken große Haufen Goldes liegen sah, im Stillen gedacht: „davon könntest du nach Italien, Paris und London reisen, könntest deinen Geist herrlich ausbilden, könntest hören und sehen, was du so ohne die lebendige Anschauung nimmer aus Büchern kennen lernen wirst, könntest überhaupt ein ganz anderer heiterer und besserer Mensch sein, da du bei deiner Armuth trotz aller Anstrengung immer ein elender, mühseliger, halber,

schwerfälliger, langweiliger, in jeder Hinsicht mangelhafter Kerl – mit einem Worte ein Lump bleiben wirst!

Der Teufel sah mir wohl an, daß mich auch jetzt solche Gedanken durchkreuzen mochten. „Ei über dich Griesgram!“ hob er an, indem er die Gläser von neuem füllte; „fort mit der verdammten Melancholie! Mit dem Grillenfangen lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor! Nicht wahr, diese Dinger (hier wühlte er in den Louisdors) gefallen dir? Wie wär`s, wenn wir einen Handel machten? Du bist arm! Ich habe Schätze vollauf! Ich will dir Alles geben, was hier liegt und noch weit mehr! Sieh hier diesen Beutel! Er füllt sich jedesmal mit Golde in dem Augenblicke, wo du es wünschest! Da, mach einen Versuch!“

Ich ergriff den Beutel und wünschte – sogleich war er voll funkender Goldstücke! Es erwachte in mir ein mächtiger Durst nach Gold.

„Behalt` es nur als Handgeld!“ sagte der Teufel, als ich ihm den Beutel zurückgeben wollte; wir reden schon noch weiter. „Sieh einmal, lieber *Michel*, du führst, ehrlich gesagt, ein recht erbärmliches Leben; du stehst unterm Druck, du bist abhängig, du hast vielleicht nicht einmal eine Heimath mehr und gehst umher wie vor`n Kopf geschlagen – wie wär`s, wenn wir miteinander einen Akkord machten? - ich gebe dir Geld und alle Freuden der Erde, und du gibst mir nach dem Tode – deine *Seele*! Nun erschrick nur nicht so! Es ist ein Vorschlag! Uebrigens bedenke, das Leben ist lang, und was nachher kommt, wer kümmert sich darum? - Sapperment! rief er, ein Glas Champagner hinunterstürzend, du kennst die Freuden der Welt noch gar nicht! Das müßte einmal eine Lust für dich werden! „So entschlief` dich rasch! Schlag` ein! Hier ist meine Hand! Und erlaube!“

Schon hatte er mich in den Arm geritzt und mit einer Feder mein Blut aufgefangen – den Contract zog er bereits fertig aus der Tasche und ermunterte mich, rasch zu unterschreiben. Noch stand mir meine Bedenklichkeit in allen Dingen im Wege. Ich sah wohl, daß er mich überumpeln wollte und zögerte. Er forderte mich zum Trinken auf – ich trank – aus dem Glas stieg mir ein ganz eigner starker Duft entgegen – mir vergingen alle Sinne – ich schlug halb bewußtlos ein Kreuz und stammelte den Namen Gottes – da hörte ich noch einen mit Fußstampfen begleitenden Fluch, und sah die beiden Lichter erlöschen – was aber darauf folgte, davon sind mir nur noch wüste Bilder zurückgeblieben.

Mir war nämlich bald, als hätte ich Hörner, bald, als trüge ich meinen Kopf abgehauen in der Hand, bald, als wäre ich in ein altes häßliches Weib verwandelt, bald, als wäre ich ein Stück Fleisch, das gebraten würde und Töne des Schmerzes von sich gäbe, bald, als wäre mein Gesicht schwarz und meine Augen roth geworden, bald, als läge ich im Sarge neben dem Organisten *Modestus Pfeifer*, der mich mit seinen dünnen Knochenfingern kitzelte, bald, als wäre ich eine Taschenuhr, die gern gehen wollte, aber nicht konnte, bald, als wäre ich eine musikalische Dissonanz, die in Ewigkeit nicht aufgelöst würde; bald, als schwebte der Geist *Hegels* mit einem großen Trichter auf mich nieder, um mir seine Philosophie einzutrichern, bald, als wäre ich ein Prediger, der predigen wollte, und kein Wort herausbrachte, - bis ich mich endlich wieder in die Teufelsküche versetzt sah, wo der Satan in riesengroßer, feuriger Gestalt vor mir stand, und mich zwingen wollte, ihm augenblicklich meine Seele zu verschreiben. Abermals hielt er mir mit der linken Hand Feder und Papier, und mit der rechten ein scharfes Messer entgegen, womit er mir den Arm aufritzen wollte, um das zur Unterzeichnung nöthige Blut zu gewinnen, indem er mir Erfüllung aller meiner Wünsche versprach und auf ganzen Hügeln von Goldstücken umherspringend ein in der That sehr lockendes Geklimper verursachte – trotz dem bebte ich vor dem entscheidenden Schritte zurück – da erschienen Hexen und schwarze fackelschwingende Gestalten – es krachte wie Kanonenschüsse aus kleinen, eisernen, Strohhalmen ähnlicher Röhrchen, von denen die ganze Wand der Höhle ringsum erfüllt war, und die sich alle gegen mich richteten, es tönte wildes Geschrei und Gebrüll von tausend Thier- und Menschenstimmen um mich her – jetzt fühlte ich mich von vielen unsichtbaren Händen gepackt – der Satan stach mich mit dem Messer in den Arm und rief: „Heida, Brüderchen, lustig! Ziere dich nicht länger! Schreib deinen Namen! Dann ist ja Alles gut!“ Dämonische Mächte verwirrten mich – ich *unterschrieb*. Da erscholl aus den Tiefen der Erde ein gellendes Lachen – es ging mir ein schlag durch alle Glieder – ich fuhr auf, und sah mich in einem dunkeln Zimmer.

Ich tastete umher und fühlte ein Bett, auf dem ich angekleidet gelegen hatte; es dauerte lange, ehe ich mich besann, wo ich war; endlich sah ich, daß ich mich in dem Gasthofs zu *Lohmen* befand. Es schlug gerade langsam Zwölf; als die Töne der Glocke verhallten, rüttelte mich ein

kalter Fieberschauer.

Gern hätte ich geforscht, ob mein Gesellschafter noch im Zimmer wäre. Auf jeden Fall; denn ich hörte von dem andern Bett herüber ein ganz ruhiges Schnarchen. Doch fühlte ich keine Lust, genauer nachzusehen, sondern zog mich aus und legte mich zur Ruhe.

Indeß als ich eben einschlafen wollte, hörte ich die rauhe, heisere Stimme meines Begleiters; er fing an zu seufzen, unverständliches Zeug vor sich hinzumurmeln, sich im Bett umherzuwerfen, ja, endlich ächzte und stöhnte er gar wie ein Sterbender. Trotz der Scheu vor ihm, raffte ich mich auf, um ihm beizuspringen. Doch als ich vor ihm stand, war er auf einmal ganz still. Ich fragte ihn, was ihm fehle, ich rüttelte ihn, keine Antwort, keine Regung, kein Athemzug! Ich rüttelte ihn noch stärker, aber er schien, oder war wirklich – *tot!*

Da zog ich mich mit einer Anwandlung von Schauer zurück, warf mich in's Bett, und hüllte mich tief in die Decke. Trotz dem hörte ich aber doch bald allerlei unheimliche Geräusche: Bald zirpte es wie Cicaden, bald piepte es unter dem Bett wie eine Gesellschaft von jungen Hühnern, bald krachten die Dielen und Meubles, bald rückte es mit den Stühlen, bald that es einen Schlag, bald war es, als wenn Spinnengebe mit einem Borstbesen von der Decke abgekehrt würden, bald klang es, als ob Menschen hin und her liefen, bald ging ein heller Schein wie ein Blitz durch das Zimmer, bald lachte es, bald weinte es aus den Winkeln her, und so dauerte der Spuck fort bis um ein Uhr, wo alles still wurde, und ich entschlief.

Die Sonne schien schon hell zu den Fenstern herein, als ich erwachte. Mein Erstes war, nach dem Bette meines Begleiters zu sehen. Ich fand es – leer! Das Vöglein war ausgeflogen; aber wie? und wohin? Die Fenster waren zu und die Thür des Zimmers fest verriegelt. Ich spähte auch nach den vielen Schätzen, die gestern auf dem Tische lagen, und fand an ihrer Stelle nichts als einige Häufchen von Asche und Staub. So endete mein Abenteuer mit dem Teufel. In *Schandau* traf ich meine Freunde wieder.

Expedition nach dem Rhein.

Ortlepp schilderte seine „*Expedition nach dem Rhein*“ in *Belustigungen und Reise eines Todten aus Zickzacks nachgelassenen Schriften*, die er teilweise ab 1826 in Philipppis *Merkur* veröffentlicht hatte. Im Vorwort dieser Schrift schrieb er Folgendes:

„Wir gingen von dem in der neusten Zeit sich zeigenden Mangel an humoristischen und satirischen Schriften aus, und halten es bei demselben, da unser zweiter *Lichtenberg*, *Fechner*, so wenig schreibt, für nicht rathsam, etwas der Art in das Publikum zu befördern. Da wir selbst Neigung für dieses Gebiet schon ein Büchlein „über Leibesconstitutionen, Eß- und Trinkfreiheit,“ (1832 -nh.) so wie auch „Lob- und Schmähschriften“ (1833 -nh.) herausgegeben, machen wir`s uns dießmal leicht, und bringen etwas von einem Todten. Der ziemlich unbekannte *Zickzack* ist es nemlich, dessen nachgelassene Schriften wir der Welt vorlegen.“

Das Vorwort unterzeichnete Ortlepp, Leipzig, den 20. Oktober 1832. Erschienen ist die Schrift erst 1834 mit vollständigem Titel:

Belustigungen und Reisen eines Todten
aus *Zickzacks* nachgelassenen Schriften
herausgegeben von Ernst Ortlepp.

Enthaltend: 1) Humoristisches Quodlibet 2) Zickzackiana 3) Rheinreise.
Leipzig, 1834. Verlag der W. Zirges'schen Buchhandlung.

Später schrieb er: [...] *Zickzack* ist niemand Anders als der Herausgeber selbst, der schon „Johannes Paulus,“ „Omikron“ und noch anders, ja sogar gar nicht geheißen hat, aber eigentlich den Namen *Ortlepp* führt, an welchem ihm die zwei harten p am Ende besonders ärgern. [...]

Mein Fußlauf an den Rhein.

Auszüge

[...] Daß ich, mehr fliegend, als reisend, nicht die Ausbeute für den Geist gewinnen konnte, die ich so gern durch ein wünschenwerthes, gern als Wahlspruch mitgenommenes „*Festina lente!*“ erobert hätte, kann man sich leicht denken. Und daß es mir jetzt nach Jahren, wo mir meine „Reisebilder“ nur aus dem Nebel der Erinnerung entgegen-

schimmern, nicht so leicht wird, von ihnen zu erzählen, als wenn ich dieß auf frischer That, vielleicht schon unterwegs, gethan hätte, ist gleichfalls sehr einleuchtend. Die überschnelle Fuß=Eilpost, deren ich mich bedienen mußte, gestattete mir eben so wenig Zwischenräume, als unsere Pferde=Eilposten. Durch die starken Tagesmärsche fühlte ich mich des Abends so erschöpft, daß ich für nichts Sinn hatte, als für Bett und Schlaf.

Warum ich aber so sehr eilte. Jedes Ding hat, nach Göthe, ein paar Ursachen. Die erste war, um es gerade herauszusagen, das Geld. Ich hatte zu der ganzen Reise nicht mehr als 25 Thlr. Nun ist's zwar gegen meine Grundsätze, mit Wenigem das zu unternehmen, was nur mit Jemehr desto bessern Nutzen und Genuß gewähren kann. Ich denke da, entweder gar nicht reisen, oder ordentlich. Also hätte ich dieser, Gesinnung gemäß zu Hause bleiben sollen. Indeß alle Regeln erleiden Ausnahmen. Das lange Stillsitzen hatte mich mit Dumpfheit und Lebensüberdruß erfüllt, und patriotischer gesinnt, als der sonst in Allem brave Lessing, sehnte ich mich schmerzlich, doch auch einmal etwas von den herrlichen Gauen meines deutschen Vaterlandes zu erschauen.

Die zweite Ursache meiner Eile lag in einem mit mir reisendem Freunde, von dem ich aber in Verlauf meiner Erzählung aus Rücksichten wenig sprechen werde. Ich werde meistens so thun, als reiste ich allein. Denn von mir selbst kann ich sagen, was ich will. Das geht aber bei Andern nicht an. [...]

Dieser Freund *eilte* also, und ich wollte gern *weilen*; ich wollte alles uns begegnende Schöne recht ausgenießen; er hingegen erinnerte immer an unsere geringen Mittel, und so hatte wohl jeder in seiner Art Recht.

Die ganze Reise war ein Fußlauf; in einen Wagen sind wir nicht gekommen, sondern nur einmal in eine Art von Wagen, nemlich auf dem Wege nach Mainz in ein Schiff, das von Pferden gezogen wurde.

Jeder September erregt meine innigste Sehnsucht in die weite Welt hinaus. Aber nicht jeder September befriedigt sie. Ach, nur in zwei Jahren meines Kerkerlebens trat das Schicksal zu mir und nahm mir die Ketten und Mühen und Sorgen ab und öffnete die Thore, aus denen ich mit hochaufklopfenden Herzen und mit neu auflebender Seele hinaustrat in die sonnigen Fluren der Freiheit und Natur. Einmal sah ich – nicht die wirkliche Schweiz – (diese ist mir wohl für ewig verschlossen) – aber

doch die sächsische – Gott, hätte ich damals, ach, damals mit dieser unendlichen Jugendbegeisterung, mit diesem für alles Schöne und Große hochauflodernden Feuer, mit dieser süßen lyrischen Trunkenheit, mit diesem tausendfachen Gewühl von Frohsinn und Schwermuth in der Brust, mit dieser noch ungebeugten Hoffnung, mit diesem noch starken, ja übermüthigen Geiste, mit diesem gährenden Chaos von Gedanken und Gefühlen – ja hätte ich damals weiter reisen können, welche Schöpfungen hätten in mir entstehen müssen! Aber mein sumpfiges, dumpfiges Alltags= und Werkeltags= Kleinleben hat mir Alles verhunzt und zur Carikatur gemacht; ich bin nicht ein Schatten mehr meiner selbst; die Flügel, die mich am höchsten tragen sollten, hat mir der eiserne Zwang mit seinen Beilen abgehauen, und ich ahne, der vorige Schwung des Geistes kommt wieder!

Doch nein! Es gibt noch eine Kraft im Menschen, die sich gigantisch auflehnt gegen die Tyrannen des Schicksals; es gibt einen Hohn, wie er in *Byron* lebte, und dieser Hohn wird immer mehr mein guter Freund! Mit ihm werd' ich's künftig halten! - Indeß ich will nicht weiter abschweifen. Zweimal also erfüllte sich mein Verlangen zu reisen; einmal, als ich die sächsische Schweiz besuchte, und jetzt.

Ich lief dießmal gerade vier Wochen. Am ersten Tage sogleich wurde ein Weg von 6 Meilen zurückgelegt. Es war beschlossen worden, des Mittags zu fasten, und stets erst Abends eine Mahlzeit zu halten. Den ganzen Tag über hatte ich nichts gesehen als das mir bereits bekannte Jena und Weimar, [...]

Es war ein herrlicher Nachmittag; ruhig und liebevoll blickte das Auge Gottes, die Sonne, aus dem blauen Himmel herab auf die stille, weite Erde, die der Genius des Herbstes mit sanften Hauchen friedlicher Wonne durchathmete. Auf den Bergen, wo das Auge bald in die herauflachenden, sonnigen Thäler sich träumerisch hinabsenken, bald in den ungemessenen Fernen des duftumflossenen Horizontes verschwimmen konnte, und wo erquickende kühlende Lüfte mir um die Brust, Haar und Wangen spielten, da wurde mir so leicht, so innig wohl, und, halb der frischen Gegenwart belebenden Athem schlürfend, halb in angenehmen Erinnerungen längstentflohener Zeiten schwelgend wandelte ich meine Bahn dahin. Auch die Zukunft trat mir mitunter vor die bewegte Seele. Es wird Alles zeitig, dacht' ich, und die ganze Natur wird reif

in jedem Jahre; ach, so oft schon sahst du den Herbst wiederkehren mit seinen Früchten und Gaben, und er brachte die Zeit der Erndte, wo die gelben Saaten unter ihrer Segensfülle sich neigend den treuen Fleiß des frohen Schnitters belohnten; ach, wird denn, was auch du mit Lust und Schmerzen säest, wird es nach langer Erwartung nicht auch endlich einmal aufsprießen, blühen, reifen, und die Hoffnungen deiner blutenden Seele erfüllen? Wohl bestürmten bange Zweifel mein bebendes Herz. Aber ein Gefühl siegte dann wieder, ein Gefühl der entzückendsten Ahnung. Ich sah im Geiste ein schönes Gefild; „sind es meine Saaten?“ frug ich leise; und: „Ja sie sind es!“ rauschten sie mir entgegen. Wonne! Sie sind es!

„Frisch denn, Zweifeln und Verzagen,
Weichet aus der Dichterbrust!
Mir gefällt ein keckes Wagen,
Schon die Hoffnung ist ja Lust!
Pflanzen will ich spät und früh,
Pflegen treu die kleinen Latten;
Denn die Ahnung sagt mir, sie
„Geben einst noch Frucht und Schatten!“

Verzeih', o Leser, ein mitunter hervortretendes subjektives Moment! Soll *Zickzack* seine geographischen Rührungen unterdrücken? Dann brachten wir ja nicht mehr als eine einzige Reiseschilderung, wenn sich nicht in jeder ein anderes Ich, und in jedem Ich eine andere Welt abspielte. Da

der Reiseweg oft langweilig ist und nichts Bemerkenswerthes bietet, so werde ich an solchen Stellen Sprünge machen.

Jetzt passiere ich durch *Krahwinkel*, welches ein ganz hübscher, am Fuße des thüringer Waldes gelegener Flecken ist. [...]

Die Lage *Krahwinkels* ist übrigens eine stille und abgeschiedene; es hat sich wirklich in einen Winkel der Welt versteckt.

Hierauf spring' ich durch den thüringer Wald, oder vielmehr über ihn weg nach *Meiningen*. Auch *Meiningen* hat uns nicht ein X, sondern ein i für ein u gemacht; denn es will nicht leiden, daß man es Meinungen nenne, wie es sich meines Wissens früher schrieb. [...]

Doch zurück zu *Meiningen*! Ich kann nicht viel über die Stadt bemerken, da ich erst nach Untergang der Sonne hinkam, und kurz nach ihrem Aufgange am folgenden Morgen wieder abreiste. Abends

durchlief ich noch trotz großer Ermüdung die freundlichen Parkanlagen deren Reiz man freilich mehr empfinden mag, wenn man mit frischen Kräften in ihnen lustwandelt, als wenn man 5 – 6 Meilen zurückgelegt hat.

Meiningen liegt von Bergen umgeben in einer schönen Gegend des Werrathales, und ist nicht hoch, aber regelmäßig und nett gebaut. Von den Eigenthümlichkeiten der Bewohner weiß ich nichts mitzuthellen, als daß sie ihre gedehnte, singende und in einander verfließende Sprache auffallend von den andern Sachsen unterscheidet.

Auch *Altenstein* und *Liebenstein* hätte ich gern gesehen; doch ich glaubte diese Orte, so auch den *Inselsberg*, bei ihrer nicht beträchtlichen Entfernung von meiner Heimath, immer noch bequem ein andermal besuchen zu können. [...]

Ein neidischer Nebel verhüllte mir am andern Morgen die Stadt und Gegend, von der ich mich gern durch die Frühsonne hätte näher unterrichten lassen. Der Himmel wurde erst blau und hell, als ich nach *Henneberg* gelangte.

Ich hatte mir *Henneberg* als den alten Grafensitz, wenn auch nicht groß, doch ein wenig stattlicher gedacht, als ich es fand. Denn ich sah nur ein unbedeutendes, kleines, altes Dorf, und darüber auf einem Berggipfel eine ziemlich eingesunkene Ruine. Letztere besuchte ich, aber ohne sonderliche Belohnung. Zwar öffnete sich mir nach zwei Seiten eine angenehme Aussicht; aber nach andern wurde sie überall durch den hohen die Burg umgebenden Wald versperrt.

In dem ersten bairischen oder fränkischen Orte führten wir das Weintrinken ein, das uns vorher unsere schwache Kasse verbot. [...]

Hier war nun Alles katholisch. Ueberall Kreuze, Heiligenbilder und Waldkapellen. Der Dialekt bairisch. In den Wirthshäusern bekreuzte man sich vor und nach Tische an Stirne und Brust und aß nur mit entblößtem Haupte. Auch hörten wir für unser: „gesegnete Mahlzeit!“ das „wünsche Ihnen gute Appetitt!“

Ich springe nun über das freundliche *Schweinfurt*, wo ich ein Glas auf Rückert leerte, und über *Werneck* mit seinem prangenden Schlosse weg in das herrliche *Würzburg*, wo ich endlich einen halben Tag verweilte.

Schon der Anblick der Stadt mit ihren vielen Thürmen und des Mainthales mit seinen weinbewachsenen Bergen, die sich wie ein Kranz um *Würzburg* schlingen, ist imposant und entzückend. Aber ihrer innern

Schönheiten sind gleichfalls nicht wenige. *Würzburg* hat viele große, stattliche Gebäude, unter denen sich vor allen das prachtvolle Schloß hervorhebt. Es ist das bedeutendste, welches ich gesehen habe. [...]

Sieh nur hier das stolze Hauptgebäude mit der blitzenden Fronte, sieh diese herrliche Symmetrie, den großen, freien Schloßhof, und vor Allem die beiden himmelanstrebenden Oblisken! Und dahinter die Alleen und englischen Anlagen.

Aber was ich mit Schmerzen bekennen muß, ich bin nicht hineingekommen! Und doch soll die innere Herrlichkeit fast noch die äußere überreffen. Ach, ich wollte, - ich möchte gleich – ich knirsche! Ist's doch nicht meine Schuld! [...]

Auch der Dom, die Michaeliskirche, das Münster, der Universitätskirchthurm und die Haugerpfarrkirche sind Gebäude, die äußerlich, und noch mehr innerlich ergötzen, denn sie prangen mit Altären, Gold, Silber und Gemälden.

Eine köstliche Stunde verlebte oder verträumte ich bei der Bergveste *Marienberg*, wo ich mich im Grase lagerte, und im Anschauen der unter mir liegenden Stadt, des sanftgewundenen Mainstromes und der ganzen herrlichen Gegend schwelgte. [...]

Nun kommt ein Sprung über einen langweiligen Weg hinab bis nach W. - ein Dorf, wo wir Abends anlangten. [...]

In dem schönen Neckarthale hatten wir anhaltend heftigen Regen, weißhalb ich hier doppelt springe in den ersehnten Gasthof zu Heidelberg.

[...]

Glücklicherweise hatte sich der Himmel aufgeklärt. X. - dem es nur immer, wie jenem Engländer im *Wilhelm Meister*, um das „Wegbringen“ der Sehenswürdigkeiten zu thun war, war mir längst entlaufen. Ich traf ihn auf dem Wege nach dem Heidelberger Faß und Schloß empor. Wir steigerten die Genüsse, indem wir erst das Faß, dann die Ruine und endlich die Gegend in Augenschein nahmen. [...]

So aber sag` ich ganz ruhig und trocken dahin: das Heidelberger Faß, welches für 250 Fuder Raum hat, und nur zweimal bei seinen Lebzeiten mit Wein angefüllt gewesen ist. Man gelangt durch eine hinaufführende Treppe auf den oben befindlichen Tanzboden, wo sich acht Paare bewegen können. Seine Höhe, seine Breite, die mächtigen eisernen Reifen, der Spund, der Zapfen – Alles zeigt den Herkules unter den Fässern.

Und doch glaube ich, daß dieses Faß mit Dinte gefüllt, kaum ein Jahr für die deutschen Scribenten reichen würde!

Nun aber zu der herrlichen Ruine! Sie ist die schönste von allen, welche ich jemals sah, obwohl sie sich mit den gewöhnlichen nicht vergleichen läßt, da sie einen ganz eigenthümlichen Charakter hat. Einen originellen Reiz gibt ihr diese seltene Verwebung der Neuheit mit dem Alter, diese prangende Frische, und doch dabei dieses sichtbare Hinsinken und Vergehen. Andere Burgen scheinen der Zeit zu trotzen und ihre festen Mauern sieht man in künftige Jahrhunderte hineinragen; hier aber klagt man mit inniger Wehmuth das überhandnehmende Hinstürzen und Zerbröckeln der Gebäude, die noch einem schönen Residenzschlosse gleichen und mit prangender Fronte in das Thal hinabblitzen. Hoch windet sich überall an den Mauern der üppige Efeu hinan, der gern da wuchert, wo Alles umher abstirbt und an die Vergänglichkeit erinnert. Auch alle Bäume hat der melancholische Freund hier liebend umschlungen. Von unten ruht die ganze Ruine von weitem Umfang mit ihrem schiefergedecktem Kirchthurme sanft am waldigen Berge.

Oben aber von der Bühne der Vergänglichkeit herab hat man die entzückende Aussicht auf das Theater des Lebens – auf das gerade darunter liegende freundliche *Heidelberg*, auf den schönen Neckarfluß mit seiner steinernen Brücke, auf das herrliche Thal, auf die jenseitigen hohen Gebirge, und auf eine weite, weite Ebene nach den Städten *Speier*, *Mannheim*, *Worms* und vielen Flecken und Dörfern. Im Burghofe, wo man Einsamkeit und Stille erwarten sollte, ist – und auch dieß entspricht dem angedeuteten eigenthümlichen Charakter der Ruine – ist ein Caffeehaus, und als mitten im Sitze des Todes das regste Leben. Von den oben angebrachten und mit eisernen Geländern umgebenen Ruhebänken kann man recht gemüthlich – (bald wird man das schöne „gemüthlich“ eben so ungerne noch schreiben wollen, wie das von ästhetischen Theekesseln todtedroschene „sinnig“) - also, recht gemüthlich kann man von da die Herrlichkeiten des wirklich beinahe unvergleichlichen Stand= oder Sitzpunktes überschauen.

Ach, wie gern wäre ich hier länger, ja ganz geblieben! Wirklich, hätte ich unter den mir bekannten Paradiesen Deutschlands zu wählen, ich wählte *Heidelberg*. Ich glaube, hier muß man beinahe Dichter werden,

was in *Dunkelstädt* (Schkölen -nh.) oder – Leipzig zu sein an`s Unmögliche grenzt. Gern hätte ich wenigstens noch den Gipfel des Berges, den sogenannten *Kaiserstuhl* bestiegen; aber daran war nicht zu denken. Nur „eine kurze Spanne Zeit,“ eine himmlische Stunde war mir für die Ruine zugemessen, dann mußte ich mich wieder zu meiner Reise wenden, die leider auch Ruine war – aber keine so schöne, wie das Heidelberger Schloß.

Ich mußte eilen, mich sonst noch ein wenig in *Heidelberg* umzusehen. Es kam mir ziemlich belebt vor, wenigstens mehr als z. B. *Jena*, *Bonn* und *Gießen*, doch vielleicht nur, weil der Sonntag und das schöne Wetter nach dem Regen viele Menschen herauslockte.

Ich besah mir die *Heiligegeistkirche* und die *Neckarbrücke*. Nach der *Dresdener* will einem doch keine andere sonderlich gefallen. - Noch hätte ich gern die Bibliothek besucht und einer Vorlesung des Vater Voß beigewohnt, (von 1805 bis 1826 Prof. an der Uni Heidelberg -nh.) aber der frühe Morgen des Montags war zum Aufbruch bestimmt. [...]

Um den Schmerz einer so schnellen Trennung von *Heidelberg* zu übergehen, bin ich sogleich in *Schwetzingen*. Ich hatte von dem dortigen berühmten Garten viel gelesen und gehört. Ein heiterer Tag begünstigte mich bei dem Besuch desselben. Ihn ausführlich zu beschreiben, ist mißlich für den Autor, und die Beschreibung langweilig für den Leser. [...]

Der nur flüchtig anschauende Autor ist in *Schwetzingen* übel daran. Die Eindrücke aller der so nahe an einander stößenden Gegenstände verfließen leicht in einander, oder einer hebt auch wohl den andern auf, ja selbst ihre Zahl und ihre Namen zu behalten, ist schwierig. Also nur das Wichtigste! Beim Eintritt in den Garten wird man von großen Alleen empfangen, und findet dann alles einzelne Interessante dicht zusammengedrängt; denn der Garten ist für seinen Inhalt viel zu klein; er ist mit Gegenständen überladen. Zuerst kommt man an ein geräumiges Wasserbecken, in dessen Mitte ein leierspielender marmorner Apollo steht, der sich durch die kühlen Fluthen einer Fontaine wechselnd Wangen, Brust und seine schönen Glieder bespülen läßt. Neben ihm befinden sich noch mehrere Figuren und fünf andere Fontainen. Hier verbinden sich die Alleen nach mehreren Seiten mit den draußen anstoßenden Chausseen, die nach *Speier*, *Mannheim* u. s. w. führen, zu

gerade fortlaufenden Linien.

Nun findet man Grotten, Tempel, Statuen, Quellen, Spielereien und dergl. m. in bunter Mischung. - Am meisten überraschte es mich, als ich in einen düstern französischen Gang trat, und an dessen Ende die Heidelberger Gebirge und den Neckar sonnenbeschienen zu erblicken glaubte. „Ist es doch fast wie ein Gemälde!“ rief ich aus; doch es schien zu gewiß eine Landschaft der wirklichen Welt. Ich ging näher, bis ich am Ende fand, es war doch nur ein Gemälde, an einer Mauer angebracht, so daß die Sonnenstrahlen darauf fielen, und durch ihren Lichtschimmer die Illusion bewirkten. Für den „Zergliederer der Freude“ war die Sache also nur, „ein traurig dunkles Blau;“ ein Bild der zur Gegenwart gewordenen Zukunft, die auch gewöhnlich aus der Ferne als eine farbige Tapete erscheint, und in der Nähe zu einer kahlen Wand wird.

In die einzelnen Tempel, der Flora, der Minerva, des Pan u. s. w. so wie auch die ziemlich bedeutende Moschee bin ich nicht gekommen, da meine Kasse die Begierde zu sehen stets im Schach hielt.

An einem Teiche fand ich noch die Statuen des Danubius und Rhenus; Rhenus sah ernst aus: Danubius mehr heftig und wild.

Das nahe scheinende *Speier* neckte uns; es dauerte mehrere Stunden, ehe wir es erreichten. Wir fühlten uns bei großer Wärme sehr abge-spannt. Doch bald wurde der Geist angeregt. Denn schon sahen wir das Wasser des Rheins hervorblitzen. Und bald begrüßten wir mit Jubel den König der deutschen Ströme.

Seine dortige Breite, sein langes, majestätisches, meerähnliches Daherfluthen setzte uns in Erstaunen. Hier krochen der Main, der Neckar und die Elbe, wie ich sie bei Dresden sah, zu Zwergen ein. Es war wirklich ein überwältigender Anblick! Und göttliche Momente gingen an mir vorüber, als ich mit stillem Wonnegefühl und schauernden Erinnerungen alter Jahrhunderte an den Ufern des bedeutungsvollsten deutschen Flusses weilte. Ich ließ alle meine Ideen und Gefühle in eine einzige große Fluth zusammenwogen und mit dem gewaltigen Wassern fortwal-len. Denn bei erhabenen Gegenständen gewinnt man am besten einen Totaleindruck, wenn man in ihnen sein ganzes Wesen untergehen läßt. Mancher Andere hätte vielleicht durch Umhersinnen nach geschichtlichen Ereignissen seinen Enthusiasmus zersplittert oder abgekühlt; ich that das nicht, ja ich konnte es nicht einmal; ich sah und fühlte nur. Und das schadet nichts. Denn später kam, wenn mich die Geschichte an den

Rhein führte, jedesmal in der Erinnerung dieser schöne große Eindruck begeisternd wieder.

Ich war stolz, ein Deutscher zu sein! Ich lachte der Römer, wie der Franzosen!

Es freute mich noch später, daß ich den *Rhein* gerade hier zum erstenmal gesehen hatte, wo er breit dahinwallte, und wo das Auge nach unten und nach oben weit fort seinen Lauf verfolgen konnte. Bald standen wir nun endlich vor dem ehrwürdigen Dom von *Speier* und ergötzten uns an ihm; ob er uns gleich die *Zeit* ein wenig lang gemacht hatte. Ein einfacher, erhabener Bau! Die Steine von rother Farbe schimmern weit in die Ferne; äußerlicher Zierrathen weiß ich mich nicht zu entsinnen. Kleine Ruinen aus den Römerzeiten sind seine ernstesten Nachbarn. Ein Knabe öffnete uns die Kirche. Sie ist einfach, alles Schmuckes entbehrend, aber hell, groß und hoch.

Im Hintergrunde winkte mir die Gruft Heinrich des IV., wo ich mit wehmüthigen Gefühlen weilte. Nach so vielen Stürmen fand der große Kaiser nicht einmal Ruhe im Grabe. Seine Gebeine ausgegraben und verstreut; Der silberne Sarg, der sie wieder sammelte, von den Franzosen geraubt!.....

Ich hatte mir *Speier* als eine Stadt von alterthümlichem Gepräge gedacht! Doch ich erinnerte mich seines fürchterlichen Schicksals unter Ludwig dem XIV., das mir seine gegenwärtige Neuheit erklärte. Ich fand es bei dem Durchgehen lebhaft durch Handel und Militär.

Unser Nachtquartier war die einige Stunden entfernte Rehhütte.

Die Stadt *Mannheim* und die Erinnerung an Sand bringen mich auf den *Patriotismus*. Und da in unsern aufgeklärten Zeiten so viel Denk- und Preßfreiheit herrscht, daß kein Marquis Posa mehr zu bitten braucht: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ so nehme ich keinen Anstand, hier mich über den Patriotismus einmal recht frei auszusprechen. Der Leser lasse sich einen ihn vielleicht im ersten Augenblicke etwas befremdenden Umstand dabei nicht irren, daß meine Herzensergießung mit den von mir neuerfundenen und schon öfters angewandten unsichtbaren Lettern gedruckt ist, die vor allen andern Arten derselben einen großen Vorzug haben. [...]

Daß *Mannheim* unter allen Städten Deutschlands in Hinsicht der Bauart einer der regelmäßigsten und schönsten ist, darüber ist man einverstanden. Die Symmetrie der schnurgeraden Straßen und sogar der eins dem andern entsprechenden Häuser geht sogar in's Peinliche. Denn Bäche und Menschen lieben krumme Wege. Ein englischer Garten gefällt mehr, als ein französischer, mit dem sich *Mannheim* in gewisser Rücksicht vergleichen ließe. Alles neu, rein, spiegelblank! - Unter den Gebäuden hebt sich das lange Schloß hervor, das Kauf- und Zeughaus sind architektonische Riesen, und das Theatergebäude ist das größte, welches ich gesehen habe. Dann zeichnet sich die Jesuiterkirche aus. Auch den marmornen Springbrunnen auf dem Paradeplatze und die Gruppe von *Van de Branden* auf dem Markte betrachtete ich mit Vergnügen.

So sah ich auch hier zum erstenmale für eine gleich zwei Schiffbrücken, deren eine über den dort sehr breiten Rhein und die andere über den Neckar führt, der sich hier an die Brust des alten Vaters stürzt.

Von den in *Mannheim* befindlichen Kunstschatzen sah ich – nichts. Ging mir's doch in *Dresden* wenig besser! Was half mir's, nur eine kurze Stunde bei der *Maria Sancti Sixti* zu verweilen, und über die andern Gemälde einmal mit den Augen hinwegzufliegen? Doch was red' ich! Ich denke manchmal: „Ein Dolch in die Brust!“ wäre besser als alle Worte. –

Das *Theater* zu besuchen konnte ich mir doch nicht versagen. Hier hatten *Schiller* und *Kotzebue* gewirkt, also gerade der idealste und gemeinste von unsern Dichern. Wenn ich *Kotzebue* den gemeinsten nenne, so spreche ich ihm damit keineswegs sein eminentes Talent zum Lustspiel ab; ich bedaure jedoch, daß sich dasselbe verirrt und nicht zu der wünschenswerthen *Classicität* hinanbildete. Denn *Kotzebue* hätte ein deutscher *Aristophanes* und *Moliere* werden können. Er hätte weniger schreiben, und mehr leisten sollen. Doch hat er uns auch kein einziges vollendetes Meisterwerk gegeben, sind auch die meisten Stücke, statt gründlich und gehaltvoll, nur leichthingeworfen und auf den theatralischen Effekt berechnet; so finden sich doch fast in allen geniale Züge, gelungene Charakterschilderungen, höchst drastisch wirkende Scenen, treffende Zeichnungen aus der wirklichen Welt, lebendige Darstellung der Leidenschaften und vor Allem eine Fülle von freilich oft gemißbrauchtem Witz; bei diesen reichen Kräften hätte er wohl etwas Bes-

seres hervorbringen können. - Seltsam ist es, daß er als komischer Dichter einen so tragischen Tod gefunden.

Im Mannheimer Theater sah ich nun zwei kleine Stücke, *Raphael* von *Castelli* und die *Vertrauten* von *Müllner*, die sich ziemlich gefällig vor meinen Augen abspannen. Sehr ausgezeichnet fand ich Niemand unter den Darstellenden; interessant war mir aber eine Schauspielerin durch eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Mädchen, die ich einst ein wenig liebte. [...]

Doch ich vergesse mein Theater ganz. Hab` ich doch nicht viel darüber zu sagen! Und vielleicht bald über gar nichts mehr etwas! - Das Orchester ist, so viel ich aus Zwischenakt=Spiel beurtheilen konnte, sehr gewandt; und da man im Winter hier auch Abonnements=Concerte hat, so mag wohl die Musik in *Mannheim* blühen.

Ich blieb in dem König von *Portugall* neben dem *großen Weinberge*, wo *Sand* logirte. Dort speiste ich Mittags und Abends sehr gut und genoß köstlichen Rheinwein.

Daß ich auch sah, wo *Schiller* und *Kotzebue* gewohnt, versteht sich von selber. -

Wie oft entwirft sich ein phantasiereicher Reisender – dieser fehlt bei *Yorik* – von den Dingen ein ganz anderes Bild, als sie ihm dann wirklich zeigen! So hatte ich mir die „*Bergstraße*“, indem ich mich an den Namen hielt, als eine auf Bergen fortlaufende und auf beiden Seiten durch die Abwechselung der schönsten Aussichten unterhaltende gedacht; aber die Straße, die ich hier fand, war keine *Bergstraße*, sondern eine *Thalstraße*. Denn sie zog sich unten am Fuße einer Bergreihe dahin. So sah ich mich in meiner Erwartung getäuscht. Damit will ich nicht sagen, daß mir die *Bergstraße* nicht gefiel. Die fortgehende Allee der großen, schattigen welschen Nußbäume, der Wechsel der an ihr liegenden freundlichen Städtchen und Dörfer, die schönen Ruinen und die Weinberge – das ist wohl des Annehmlichen so viel, als nur immer ein billiger Reisender verlangen kann. Genug sie war schön, aber nur nicht so schön, als ich mir es eingebildet hatte.

Weinheim. Die dortige Ruine des Bergschlosses *Windeck* belohnt den Besucher mit einer entzückend schönen Aussicht. Die Burg selbst ist sehr verfallen und ringsum von Epheu übergrünt. Der *Malchenberg*, *Melibocus*. Jede Reise=Wonne hat einen oder mehrere Culminations-

punkte. So waren dießmal die Hauptgegenstände, die mich entzückten, das *Schloß zu Heidelberg, der Rhein, der Dom zu Cöln, und der Malchenberg*. Wir kamen gegen Abend an seinem Fuße und schwankten einigermaßen, ob wir ihn heute noch besteigen sollten. Doch wir entschlossen uns dazu, nahmen einen Jungen von der Straße zum Führer und begannen den Weg. Leider kamen wir gerade erst in den Augenblicken auf die Spitze, wo die Sonne unterging, und dieses einzige interessante Schauspiel ausgenommen konnten wir fast nichts mehr deutlich erkennen. Ein neblicher, hebstlicher Flor verhüllte die nur noch leise durchschimmernde, gleichsam sanft einschlummernde Unermeßlichkeit.

Wie ein silberner Streif oder ein weißes Band zog sich der entfernte *Rhein* durch die Ebene des Riesenthal's dahin. Auf einmal flammte in seinen Gewässern wie ein auf- und niedersteigendes Oval die abschiednehmende Sonne. So funkelte, zuckte und winkte sie gleich einer lodernden Fackel noch mehrmals und verschwand. Nun aber ließ der überhandnehmende Nebel keine Gegenstände mehr unterscheiden. Uebrigens vergönnte der umherstehende Buchenwald nur eine sehr mangelhafte Aussicht. Wir sahen nun erst, daß wir eine bessere Zeit hätten wählen, den rechten Führer mitnehmen, und den oben mühevoll erbauten 80-100 Fuß hohen Thurm besteigen sollen.

Doch das schadete nichts.

„Wie? Es schadete Nichts?“ ruft der Leser verwundert aus. Also das, *Zickzack*, war dein ganzer Genuß auf dem Malchenberge? Dann bist du, wo nicht auslachens= doch bedauernswerth!

Ja, wer lachen will, der lache nur, und auch bedauern will sich *Zickzack* lassen; aber dießmal muß er selbst lachen; denn –

Der liebe Leser weiß ja noch gar nicht, daß ich am folgenden köstlichen Morgen mich die Mühe nicht verdrießen ließ, noch einmal den hohen Neck=Berg zu besteigen, und zwar mit dem Führer – oder vielmehr der Führerin, denn es war seine Frau – die uns den Thurm aufschloß, und uns im eigentlichen Sinne des Wortes ein Panorama, eine Allübersicht bereitete. Es that sich mir eine Aussicht auf, bei der mir schwindelte. Ich schien mir den ganzen Weltkreis zu überschauen. Wie eine gemalte Landschaft war mir Alles zu Füßen gelegt, und rings eine Bahn in die Ferne, die dem ihr nicht gewachsenen Auge in unbestimmten Duft zerfloß. *Speier*, das alte *Worms* mit seinem Dom, *Mannheim*, *Darmstadt*,

Frankfurt, Mainz, unzählige andere Orte, der *Neckar*, der *Rhein* auf der einen Seite, und auf der andern die dichtbewachsenen einer über den andern ragenden Berge des *Odenwaldes* – dieß Alles zeigte sich schon dem unbewaffneten Auge, und noch deutlicher dem bewaffneten durch den oben befindlichen Tubus. Groß erhob sich gegenüber bei *Worms* der fünf Meilen entfernte *Donnersberg*.

O Welch ein Gemälde des allmächtigen Pinsels! *Kosegartens*: „Ja, wahrlich du bist schön!“

Klopstocks: „Nicht in den Ocean der Welten alle,“ so wie sein: „Schön ist Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht!“ und *Werthers*: „Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute,“ das Alles zog mir durch die ruhige und zugleich in ihren Tiefen erschütterte Seele. Ja, „ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; ich faßte das Alles an mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ja, ich erlag unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen!“

Aber, „es läßt sich dem Papiere nicht einhauchen, was so voll, so warm im Innern lebt und wie der Himmel und die Erde ganz in der Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten,“ wir können nur ausrufen: „wo fass` ich dich, unendliche Natur?“ wir können diesen innern, glühenden, geheimnißvoll=webenden, heiligen Genius nicht heraufbeschwören aus seinen verborgenen Schauerabgründen an das gemeine Licht, wir können nicht einmal anders als nur stotternd und stammelnd die unmittelbare Ahnung von ihm wiedergeben.

Bald versank ich in jene ruhige, unbewegte Seligkeit, bei der man sich nur einem großen die ganze Seele ausfüllenden Gefühle hingibt, wo man am liebsten sprachlos bleibt und durch die halbgeschlossenen Augen die Welt wie ein einziges großes Traumbild vor sich flimmern läßt. Man fühlt sich da so glücklich, als ob man im süßesten Hinsterben wäre, - Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft rinnen in einander – und die über das gemeine Sein emporgetragene Seele bildet aus weissagenden Empfindungen Ahnungen eines schönern Lebens. [...]

Ob es klug oder nicht klug war, daß wir auf dem Thurme des Malchenberges unsere ihre weitem Dienste anbietende Führerin verabschiedeten, um nun in dem *Odenwalde* die berühmte *Riesensäule* und das *Felsmeer*

selbst aufzusuchen, das kann nicht lange die Frage sein. Es war mehr reinweg toll. [...]

Also wir liefen nun ohne die uns so nöthige Ariadne hinein in das Labyrinth des *Odenwaldes*. Und nun ging's thalab, bergauf, hin und her, Kreuz und Quer – genug es war herrlich! Drückende Hitze! Großer Hunger! Unsäglicher Durst!

Wenn mir nicht ein Gott die glückliche Gabe verliehen hätte, selbst den ärgerlichsten Dingen ihre komische Seite abzugewinnen, so könnte mich schon die bloße Erinnerung an diesen Don Quixotesche Irrfahrt in Verzweiflung bringen; doch der Leser höre, wie ich mich zu trösten weiß!

Wir sahen zwar, wie dieß sehr natürlich war, auf diese Art die eigentliche Riesensäule nicht, aber mehr – nehmlich wohl zehn für eine. Denn fast stets nach einigen hundert Schritten gelangten wir zu einem säulenähnlichen Felsblock, bei dem wir Gelegenheit fanden, nachzudenken, ob er wohl die Riesensäule sein möchte. So fanden wir auch hier und da recht artige kleine Anspielungen auf das große *Felsmeer*, die ich als ein Freund von Sebastian Bach mit mehr Spielraum für die Phantasie fort-sugiren konnte, als wenn ich wirklich den ganzen stumm=brausenden Meer=Choral zu sehen bekommen hätte. [...]

Darmstadt. Dort war gerade Plundersweiler Jahrmarkt. Also kann ich nicht sagen, ob die Stadt lebhaft ist oder nicht; denn dießmal mußte sie es schon sein. Die neuen Straßen sind schön und fast noch ängstlicher symmetrisch als in Mannheim. Nächst dem Schloß hob sich unter den Gebäuden besonders das Exercierhaus hervor, und noch eins, auf das ich sehr bald zu sprechen kommen werde.

Hier hörte ich auch zum erstenmal ein Glockenspiel; das Ding klang recht artig. Dieses in einander fließende Austönen der Glockenakkorde und Melodien hat einen eigenen wunderbaren Reiz – die Flügel von *Stein* und *Graff* gewähren etwas Aehnliches.

Da wir gegen Abend ankamen, so war unser erster Ausgang nach dem Theater. Schon sein Aeüßeres that meinen Augen wohl. Diese leichte Anmuth des im italienischen Styl ausgeführten Baues, hat etwas überaus Gefälliges; das ganze Gebäude, dessen Fronte sechs schöne Säulen verherrlichen, erschien mir wie hingehaucht, und wenn ich das Mannheimer Theaterhaus das größte nannte, das ich gesehen, so war das Darm-

städtische das schönste und eleganteste.

Schon lange vorher hatte ich mich darauf gefreut, vielleicht eine Oper hier zu hören. Aber mißlicher Zufall! es wurde heute nicht gespielt!

Höchst ärgerlich über die getäuschte Hoffnung schlich ich in dem nahen Christiansgarten umher, als ich auf einmal viele Menschen nach dem Theater eilen sah. Ich ging sogleich näher, und da hörte ich denn, es war zwar heute kein Theater, aber etwas für mich Interessanteres und ganz Neues, nemlich Probe – und zwar Opernprobe. Indem ich meinen Enthusiasmus für die Musik aussprach, erhielt ich leicht Zutritt.

Und so hörte ich denn unter der Oberdirektion des alten, kunstbegeisterten, nun verstorbenen Großherzogs und der Unterteilung zweier unterstützender Capellmeister – von denen der Eine die Instrumental- und der Andere die Vokalmusik dirigierte, den „*Wasserträger*“ von *Cherubini*. Das Orchester war wohl gegen 80 Mann stark. Sechs Violons! Zwei Cotraviolons! Ein Flug des Spiels, eine Präcision, eine Delikatesse im Ausdruck, ein Feuer, genug, eine Virtuosität ohne gleichen! Und da den fürstlichen, von alter gebückten Greis zu sehen, der jedem Kapellmeister an musikalischem Gehör gleichkam, wie er mit jugendlichem Feuer in der edeln Kunst lebend und webend bemüht war, auch die kleinste Unvollkommenheit durch wiederholtes Ueben zu beseitigen – o es hatte ein seltenes Interesse! „Die Bässe stärker! Die erste Geige die Triolen schärfer angeben! Nicht retardirt! Allmähliches Anschwellen bei dem crescendo! Die erste Note muß stets die schwächste sein! Haben sie hier zwei b?“

So tönte die Stimme des erhabenen Kunstfreundes beständig ermunternd, belehrend, tadelnd, lobend, und zu erneutem Streben befeuernd. Unter den Sängern zeichnete sich der herrliche *Wilde* aus.

Das Innere des Theaters ist höchst geschmackvoll und elegant.

Man klagte hier und da über den Großherzog, weil er durch die Beförderung der Musik den Flor seines Landes beeinträchtigte. Doch nur Menschen von prosaischer und niederer Denkart können hierüber murren. Wo das Große erreicht werden soll, muß stets ein Opfer gebracht werden. Das ist ja eben noch eine von den guten Seiten, welche die vielen Fürsten und Residenzen in Deutschland haben, daß sie alle Sonnen sind, von denen Strahlen ausgehen können, und daß in Deutschland dadurch eine allseitigere und durchgängigere Bildung herbeigeführt wurde, als wir in andern Staaten finden, wo nur eins die Residenz und

alles Andere Provinz ist. Auf diese Art fand doch die Kunst in Deutschland noch einige Anhaltungspunkte, in welcher Hinsicht *Weimar, Dresden, Darmstadt, München, Berlin* und *Wien* ehrenvoll genannt zu werden verdienen. Was sollte z. B. aus den Theatern werden, die sich selbst in den größten und reichsten Städten mit Mühe halten, wenn die Fürsten ihre Hand von ihnen abziehen wollten? Es ist traurig, wenn unsere neueste Ersparungspolitik ihre Grundsätze auf das Reich der Kunst ausdehnt, die ja ohnehin so verlassen ist und völlig der Verzweiflung preisgegeben werden würde, wenn auch die wenige Liebe und Unterstützung wegfallen sollte, die sie bisher noch fand! Müssen wir denn durchaus Barbaren werden, um eine freie Nation zu sein? Trägt nicht zugleich mit dem Freisinn der Deutsche eine schöne Gemüthlichkeit in der Brust, welche seine rauhere Kraft zu sanfter Humanität mildert? Ist nicht die Kunst die feinste Blüthe des menschlichen Strebens? Ist nicht das Bilden und Schaffen das, was den Menschen dem erhabenen Schöpfer am nächsten bringt? Ist es nicht seine höchste Wonne, sein höchster Stolz? - Ja, nur solche Menschen, denen sich der hohe Genius alles Großen und Schönen verschleierte, die nur für das gemeine Idol des Nutzens ein Auge und einen Sinn haben, bei „denen die Grazien ausgeblieben sind,“ nur solche können Maasregeln einer Politik Raum geben, welche die schönsten Blumen des menschlichen Daseins in ihrem Keim ersticken, und den Garten der Kunst zu einem Kraut- und Kartoffelfelde umwandeln will. Wir meinen, wahre Liberalität schließe stets Humanität mit ein. Humanität aber gibt es nicht ohne Bildung. Und Bildung nicht ohne Kunst.

Schreiber dieses hat mehrmals stark und frei gegen die Fürsten gesprochen, aber das wird er nie an ihnen tadeln, wenn sie die Kunst befördern; ja hierin muß er sogar die kleinliche Gesinnung der Völker rügen, wenn sie Kunstanstalten, die auf ihre Bildung einwirken, und die ihr Stolz sein sollten, zu Grunde gehen lassen.

Einen so herrlichen, himmelantragenden Pegasus wie die *Poesie*, oder *Musik* zum Steckenpferde zu haben, ist für einen Fürsten doch ehrenvoller, als eine andere, niedrige, gemeine Rosinante zu reiten, wie sie leider so manche dem Erdgeiste näher verwandte Götter der Erde tummelten.

Das herrliche Theater in *Darmstadt* ist nun eingegangen, so gut wie die *italienische Oper* in *Dresden*. Und was ist damit erreicht? - Jeder Lan-

deseinwohner hat jährlich ein paar Groschen mehr zum Leben. - Hm!
Große Hitze. Ein Wald weht mir kühlende Erquickung entgegen.

„Empfangt mich, heilige Schatten, ihr hohen belaubten Gewölbe!“
Ruf ich entzückt aus und fühle mich eintretend neugeboren. Dieser Wald ist nicht wie einer bei *Dunkelstädt, Dresden, Leipzig* – (nur das Leiziger Rosenthal gewährt hier und da etwas Aehnliches) – er hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. Nämlich durchweg hohe Eichen, gar kein niederes Gebüsch, und weit hinein die Durchsicht in's Unendliche. Die Sonne blickte lächelnd zwischen den erhabenen Baumkronen herein auf einzelne grüne Plätze nieder, und einsame, tiefe, feierliche Stille goß weithin ihre ernsten Schauer aus. Ja:

„Dieß sind die Stätten der Betrachtung, dieß
Die Scenen, wo Begeisterungswahn die Barden
Entzückt gefühlt.“

„Ein heil'ger Schauer
Durchbebt mich tieferschütternd, und mich dünkt,
Es treffe mehr als menschlich eine Stimme
Das Ohr der Phantasie.“

„Hier hört man öfters in der Geisterstunde,
Wenn stiller Mittag oder Mitternacht
Tiefsinnig waltet, Engelharfenklang.“

Aber ein Gefühl drängt sich vor allen hervor, Vaterlandsliebe, innige Freude darüber, daß man ein Deutscher ist; erhoben fühlt sich der Geist, wenn er diese alten trotzigsten Eichen als ein Bild seines Volkes vor sich stehen sieht, das gleich ihnen markig und lebenskräftig Jahrhunderte durchdauerte, Jahrhunderte, deren Sagen und Geschichten aus ihren erhabenen Wipfeln auf den träumerischen Wanderer herniedersäuseln.

„Sieg und Freiheit blühen die Bäume,
Heil Dir, Vaterland! erschallt
Jubelnd durch die grünen Räume,
Freiheit! braust der Eichenwald!“

Ich ruhte hier wohl eine Stunde, und ließ Auge und Phantasie in dem

weiten Meer der zahllosen Stämme sich verlieren. Später fand ich noch mehrere ähnliche Wälder; doch diesen als den erstern mußte ich recht genießen.

Gegen Abend sah ich das herrliche *Frankfurt* groß in einen Halbzirkel ausgebreitet vor mir liegen. Viele Thürme, vor Allem der Koloß des alten Doms, der Main, ein schönes Thal! Die Stadt erschien mir bei dem Eintreten sehr lebhaft. Mein erster Weg war nach dem Theater; doch leider war kein Schauspiel! Ich sah also nur das Haus, das mir für eine so bedeutende Stadt sehr unansehnlich und klein vorkam. Von diesem Hause rannte ich nach dem Göthischen.

Ich logierte in einem hassenswerthen Gasthofe unter einem unerträglichen Getümmel von Handwerksburschen, Juden, Franzosen u. s. w. Dadurch, daß ich auf meiner ganzen Reise die großen Hotels nicht besuchen konnte, verlor ich auf jeden Fall so manche interessante Bekanntschaft und angenehme Stunden, wie sie nur der Umgang mit Gebildeten gewährt. Es ist ein übeles Zusammensein mit Menschen, bei denen man gar nichts für den Geist findet.

Früh sah ich einige Kirchen und bestieg den Thurm des Domes, der eine herrliche Aussicht gewährt. Gern hätte ich den „*Römer*“ besucht; doch das böse Marktschiff trug mich fort nach *Mainz*. Und so kam ich denn nach dem Aufenthalte von einer Nacht, einigen Abend= und einer Morgenstunde von *Frankfurt*, wo ich nur durch einige Straßen gelaufen, fast nichts sagen, als daß es eine ziemlich große, doch nicht überall gutgebaute Stadt ist, und daß:

„Ihm gegenüber ein Ding liegt, heißt *Sachsenhausen*.“ Daß der Bundestag dort ist und die Freiheit daselbst blüht; weiß man schon. Es ließe sich darüber viel sagen; doch ein gescheuter Mann erspart sich verlorene Reden. -

Die Fahrt nach *Mainz* war sehr vergnüglich. Wohl vierzig Personen auf dem Schiffe; ein Orchester musicirte, und dabei das angenehme Wetter. Erst später umzog sich der Himmel, es erhob sich ein conträrer Wind, und zwar so heftig, daß wir ohne die vor das Schiff gespannten Pferde wahrscheinlich nicht sehr von der Stelle gekommen sein würden.

Doch ich springe frisch hinein nach *Mainz*. Die Stadt gehört unter diejenigen, die sich, wenn man sich ihnen nähert, ausgezeichnet schön präsentiren. Es erinnert in dieser Hinsicht an *Dresden*. Unter allen seinen Gebäuden fesselte mich am meisten der großartige im byzantini-

schen Style gebaute Dom. Ich konnte nicht genug weilen und hinaufschauen an diesen rohkraftigen und doch dabei bis in's Kleinliche verzierten Bau. Dieser Contrast der großen Massen mit den geschnörkelten kleinen Biegungen aller Art, die lebendige Manchfaltigkeit, die hierdurch aus der starren Einheit hervorgeht, mag sie auch mitunter in Spielereien verfallen, und das einen reinen, tiefen, vollen Akkord bildende Geläute, das so eben feierlich herabklang, gewährte mir einen erhabenen ästhetischen Genuß.

Abends glückte es mir nicht nur, *Contessa*'s hübsches Lustspiel „Da war ich!“ von den *Wiesbadener* Schauspielern recht gefällig darstellen zu sehen, sondern es gastirte auch eine Gesellschaft von Pariser Ballettänzern, in der sich besonders der mit den gefährlichsten Balancen und halsbrecherischen Sprüngen nur spielende Pulcinello auszeichnete.

Ich darf wohl hier einige Worte über den zu früh dahingegangenen *Contessa* einschalten. Ein großes komisches Genie, ein Aristophanes, war er nicht; wohl aber ein recht braver, talentvoller Lustspiel= und auch Novellendichter. Gebrechen ihm Tiefe und eine originelle Weltanschauung, so ist doch wenigstens immer ein Streben nach dem Gründlichen und Guten an ihm sichtbar, und fasste er seine Charaktere nicht immer idealer wie ein Shakespeare, so gelang es ihm doch ihre äußere Erscheinung in der wirklichen Welt recht wahr und glücklich darzustellen. Ohne gerade in die Abgründe des menschlichen Wesens überraschende Blicke zu thun, und aus den Tiefen gleichsam Blitze hervorschießen zu lassen, was nur Sache des Genies ist, gibt er doch manche feine und treffende Bemerkung, die den erfahrenen Menschenkenner und Weltmann zeigt, worüber man sich um so mehr wundern muß, da *Contessa* fast immer ein abgeschiedenes und nur der Kunst geweihtes Leben führte.

Auch seine Novellen sind meist Lust= oder Trauerspiele; doch wird sie deswegen nicht, da sie sich so sehr durch edle, besonnene Haltung vor vielen andern auszeichnen.

Vor *Biberich* ging ich leider vorbei, und durch *Wiesbaden* auch nur durch.

Es verfolgte mich die grasseste Prosa des Lebens in einer Gegend, die alle poetischen Zauber um mich her verbreitete! Rede mir doch nie-

mand von großen Reisen, die man mit geringen Mitteln bewerkstelligen könne; denn das ist geradezu Unsinn! Aus Nichts wird Nichts, und ohne den so nöthigen *nervus rerum gerendarum* kann man die Welt nur durchlaufen, ohne ihr dabei eine besondere Ausbeute abzugewinnen. In *Wiesbaden* muß man nothwendig wenigstens einige Tage verweilen und dem Genusse leben können, sonst ist man gar nicht dort gewesen. Aber als *perpetuum mobile* erschöpft von der Reise und belästigt durch die Mittagshitze eine Stunde darin umherzuschweben und dann weiter fortzujagen, ist dasselbe, wie sich bei großem Hunger zu einer ausgesuchten *table d'hote* setzen und nach Genuß des ersten Bissens wieder aufzustehen. Doch Hesiod versichert uns das „Halbe sei besser als das Ganze,“ und ich wußte die Mängel meiner Reise im voraus – ich hatte mich darein resignirt und wollte eigentlich nur Eins, nemlich den *Rhein* sehen – und dieß hätte ich erreicht – somit ließ ich mich selbst durch das Unbefriedigende befriedigen und behielt noch guten Humor genug, um über das, was eigentlich höchst ärgerlich war, zu lächeln. Doch zurück zu der Erzählung, so gut ich eine solche dem Leser geben kann!

Ein herrlicher Standpunkt ist in der Mitte zwischen *Mainz* und *Wiesbaden*, wo man gegen Mittag den *Rhein* und *Main*, eine weite, prangende Thalebene, fruchtbare Wiesen, Felder und Weinberge und das alterthümliche, majestätisch die Gegend beherrschende *Mainz* gegen Abend *Biberich* mit seinem schönen dicht am Rheinufer emporsteigenden Schlosse, und gegen Mitternacht unter waldigen Bergen mit Ruinen das fast ländliche, freundliche *Wiesbaden* erblickt.

Das *Wiesbaden'sche* Schloß ist brillant, wie überhaupt die Stadt, den alten kleinern Theil ausgenommen, zu den schön gebauten gehört. Gleich prachtvoll präsentirt sich das „Hotel zu den Vierjahreszeiten,“ dessen Berühmtheit und einladendes Motto mich so sehr wünschen ließen, einige Tage in ihm logieren zu können. Doch allen Leuten erfüllen sich dergleichen Wünsche eher als einem Poeten, der denn auch am Ende das Wünschen und Hoffen verlernt. Mein Wunsch kann als ein specieller hier gerade kleinlich und lächerlich erscheinen; doch da er Glied ist von einer großen Kette, die bei tausend Berührungen des Schicksals widerlich erklirrt, so gewinnt er eine ernstere Bedeutung. Ach, das Bewußtsein, in *Wiesbaden* gewesen zu sein, und weder den „*Kursaal*“ gesehen, noch die „*Platte*“ bestiegen zu haben, nahm ich

armer reisender poetischer Teufel mit mir fort als eine Art von Portiv=Hölle, die mich jedoch nicht foltern konnte, wenn ich bedachte, daß dieß meine Schuld nicht war.

Nun vielleicht komme ich einmal wieder hin, wenn ich funfzig oder sechzig Jahre alt bin, nicht bloß krank am Geist, sondern auch am Körper; vielleicht empfinde ich dann auch noch ein wenig, und dichte dort einige alterschwache Lieder à la Goethe in der Zeit seines lebendigen Todes!

Durch schöne Dörfer wandernd auf einer durch den Sonntag belebten Straße voll fröhlicher Menschen vergaß ich bald meinen mir selbst zugleich lächerlichen Aerger; und so gelangten wir nach *Langenwinkel*, wo wir in den besten Gasthof gingen. Der Wirth war, wie dort häufig der Fall ist, zugleich ein Fleischer, und das ist meistens gutes Leben. Er speiste mit uns, und wir fanden an ihm einen unterhaltenden und nicht ungebildeten Mann, der vorzugsweise an dem Politisiren Gefallen zu haben schien. Er kannte *Sachsen*, wo er im letzten französischen Kriege mit gewesen war, sehr genau, und zeigte sich als Verehrer des großen Mannes, den erst unsere Zeit anfängt in seinem höhern Lichte zu erkennen.

Am folgenden Morgen kam ich in die Gegend, wo einem das eigentliche Verständniß des alten Volksliedes: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,“ am herrlichsten aufgeht; es ist in dem ganzen Rheingau das vor allen gesegnete, üppige, schöne, rebenumarmte Schloß *Johannisberg*. Nur verleidete uns ein starker Morgennebel den Genuß der herrlichen Gegend. In *Rüdesheim* kosteten wir an Ort und Stelle den berühmten *genius loci*.

Bingen gegenüber besuchten wir die alte *Brömserburg*, aber aufgeben mußten wir des abgehenden Schiffes wegen den herrlichen Niederwald. Wir hatten einen warmen himmlischen Tag zu der Rheinfahrt. Das ängstliche Bingerloch ängstigte mich sehr wenig. Ueber den Mäusethurm und die Pfalz als über bekannte Gegenstände mache ich keine Worte. Nun ging eine Reihe von alten Städten, Dörfern und Ritterburgen an uns vorüber. Unmöglich ist es, zu Schiffe hier alles Einzelne genauer aufzufassen, und in der Erinnerung fließt dann vollends Eins in das Andere. Um gründlich zu verfahren, müßte man durchaus die Reise zu Fuß machen und unterwegs verweilen, oder besser, erst einmal zu Fuß, und dann, um einen Totalindruck zu gewinnen, ein zweitesmal zu

Schiff. So aber flogen wir bei dem günstigsten Winde zu schnell dahin unter Scherzen, Weintrinken und Gesang.

In *Coblenz* blieben wir die Nacht, sahen die Stadt nur – im Mondschein und die Festung gar nicht.

Am andern Morgen jedoch, wo wir weiter schifften, konnten wir einige Blicke auf den *Ehrenbreitenstein* werfen, die freilich wenig nützten, da hier die innere Einrichtung das meiste Interesse hat. Nachmittags stieg – ich springe hier ein wenig – das *Siebengebirge* vor unsern Blicken in die Wolken. Ich dachte hier lebhaft an das schöne die Burg *Drachenfels* und die dasige Rheingegend feiernde Lied in *Byrons Childe Harold*. Ja, wer so unabhängig und ungebunden reisen und sich auch wohl nach Gefallen ansiedeln könnte, wie der edle Lord, welche Schöpfungen würden sich da dem Geiste gestalten!

Bonn. Dort war ich nur eine Stunde. Die Stadt fand ich heiter, nett und wohlgebaut. Wir besuchten den *Kreuzberg* mit seiner herrlichen uns leider durch trüben Himmel verkümmerten Aussicht, und setzten unsern Weg zu Fuße fort nach *Cöln*, dessen Thürme sich uns schon lange vorher am Horizonte zeigten.

Schon lange vorher, ehe wir *Cöln* erreichten, fielen mir zwei die ganze Stadt überragende als mächtige Steinmassen sich erhebende Gebäude auf, deren eines ich für den Dom ansah. Bald aber sagte man mir, daß sie beide zusammengehörten, was mir bei ihrer weiten Entfernung von einander als unmöglich erschien.

Nach langem Laufen durch die Stadt – wir besahen unterwegs nur rap- tim einige Kirchen – kamen wir früh gegen zehn Uhr bei dem berühmten Dome an. Der erste Eindruck, den er auf mich machte, war ein Gemisch von Unzufriedenheit über das noch Fehlende und von Weh- muth über die damit verbundene Vorstellung, daß dieses herrliche Werk der Baukunst nun wohl auf ewig unvollendet bleiben werde. O was hätte aus ihm werden können! Und wie halb, wie gleichsam unsere klei- ne Zeit zur Ausführung nur lockend, um ihrer zu spotten, steht er nun da! Diese riesenhafte Anlage, dieser bis in's Kleinste mit treuem Fleiße verfolgte Entwurf – und doch nur Stückwerk!

Wie gern möchte ich all das feine Bildwerk, die Säulen, die zarten Nüancen und Schattirungen der Bogen und Windungen, mit denen die Kirche verziert ist, genauer beschreiben, wie gern das große Ganze, - oder Halbe – voll Gluth dir vormalen, geliebter Leser; doch das neidi-

sche Schicksal vergönnte mir nur wenige Momente der Anschauung eines Baues, dem ähnlich mich noch nie ein anderer rührte, entzückte, erhob und niederschlug. Doch man hat einen Kupferstich, der die Reisenidee des Künstlers versinnlicht, dieser mag dir eine nähere Schilderung am besten ersetzen.

Wir eilten in's Innere der Kirche. Gleich einem jener Eichenwälder ohne niederes Gebüsch, wo sich das Auge in der Unendlichkeit der zahllosen Stämme verliert, umgaben mich ernst und majestätisch die kolossalsten Säulen, die ich jemals sah, so feierlich= und schwermüthig schweigend, daß ich von tiefer Andacht und Wehmuth ergriffen wurde. Widerlich und verstimmend wirkte der breiterne Verschlag in dem un- ausgebauten Theile der Kirche; aber in dem vollendeten riß mich Be- geisterung empor, als ich den Blick an den gen Himmel steigenden Säulen hinauffliegen ließ.

Nachdem wir noch das schöne Altargemälde, die goldene Kammer, die den Schatz des Domes enthält, und die marmorne Kapelle der heiligen Könige flüchtig betrachtet, führte uns die Tochter des Küsters, ein heiteres naives Mädchen Namens *Klärchen*, auf den kaum zur Hälfte ausgeführten auf eine Höhe von 500 Fuß berechneten Thurm. Von hier genossen wir die Aussicht auf das weite Amphitheater der großen Stadt – sie hat gegen 8000 Häuser. Der Ueberblick ihrer Thürme und 44 Kirchen, der Rhein mit seiner Schiffbrücke und der dort sich erhebende Mastenwald der Schiffe, weiterhin das immer noch ganz nah erscheinende Siebengebirge, dabei köstliches Wetter, ein zufälliges Zusammentreffen mit zwei andern Freunden, und endlich das hübsche, ge- sprächige, scherzende Klärchen, das Alles vereinigte sich, uns hier oben den Genuß einer höchst angenehmen Stunde zu bereiten.

Bei dem Heruntersteigen zeigte uns *Klärchen* noch die große Glocke, die der *Erfurter* wenig nachstehen sollte, was ich nicht zugeben konnte. Ich gerieth darüber mit Klärchen in einen lebhaften Streit – doch mit Mädchen macht man bald Frieden.

Hätte ich statt der Gebeine der eilftausend Jungfrauen, nach deren Anblick ich mich nicht sonderlich sehnte, eine solche Anzahl lebend scheuen können, so würde ich gewiß das Stift St. *Ursula* zu besuchen nicht unterlassen und mir sogar vielleicht Eine davon mitgenommen haben. Aber da hier nur von Schädeln und Gebeinen die Rede war, so dächte ich: „Laßt die Todten ruhn.“

Also wir wanderten, ohne zu verweilen, über die Brücke nach dem Städtchen *Deuz*. Dort aber lagerte ich mich noch einmal, und froh darüber, das X. - etwas zu berechnen hatte, genoß ich von dem Rheinufer aus noch eine kurze halbe Stunde den Anblick nicht nur der Stadt, des schifferfüllten Hafens und des nun zu verlassenden Rheines, sondern vor Allem des mein ganzes Wesen erfüllenden Domes. Ach, ich habe nur stümperhaft und lallend von ihm gesprochen; ich weiche gern einem großen *Norweger*, dessen Worte ich hier anzuführen ich mich nicht entbrechen kann. Wer sie nicht kennt, wird mir danken, und, wer sie kennt, wird sie gewiß gern wiederlesen. Denn meines Erachtens ist die hier gemeinte Stelle nicht nur eine der gelungensten, die je ihrem Verfasser glückte, sondern überhaupt eine der schönsten, die die ganze deutsche Literatur aufzuweisen hat.

Uns so stehe sie denn hier:

„Im Cölner Dome ist keine Säule, wie die andere, die Verzierungen der Kapitälern unendlich mannichfaltig, die Mauern, die Thüren scheinen sich zu beleben, und aus jedem Punkt drängt sich ein anderes gestaltetes Leben hervor. Selbst das Licht muß sich in glänzenden Farben in leuchtende Gestalten zusammenrinnen, um durch mystische Beleuchtung das Ganze zu erhellen, damit allenthalben eine große, bedeutungsvolle, lebendige Welt uns entgegentrete. Ja, damit alle Momente sich durchdringen, müssen alle Künste in eine Kunst sich verschmelzen, und man kann behaupten, daß das Wesen der deutschen Baukunst eben die Einheit der Malerei, der Bildhauerkunst und Baukunst selbst sei. Das Licht muß sich in farbigen Bildern gestalten; aber erhalten nicht diese leuchtenden Bilder eben durch die allgemeine Beleuchtung einen architektonischen Sinn? Und erscheinen die dämmernden Hallen nicht als der dunkle Hintergrund, die jene wundersam herrliche, in Farbengluth getauchte Bilder erst sichtbar machen? Quillt nicht ein Lebendiges aus den Mauern hervor und wachsen die Gestalten nicht in die Mauern hinein, und dehnen und formen sich mit den großen schlanken Säulen? So begegnet sich das Starre und das Bewegliche, Masse und Licht, und durchdringen sich, um eine unendliche Welt zu bilden. Man sollte glauben, daß bei einem so mannichfaltigen, mit dem Kleinsten ängstlich beschäftigten Streben das Ganze ein Monstrum ohne Ende und Ziel, eine widerwärtigen Zusammenhäufung ähnlich, sein müsse. Aber eine wundervoll tiefe Absichtlichkeit hat das unübersehbare Ganze geordnet.

Sicher ruhen, dem Zeitenwechsel Trotz bietend, die festen Mauern, die Säulen haben sich stolz und schlank in einfacher Ordnung gestellt; ein wunderbarer Geist geheimer Eintracht verbirgt die unendliche Mannichfaltigkeit, ohne sie aufzuheben. Man nimmt nicht einmal die Verschiedenheit der Säulen wahr. Ein großer, aus tausend verschiedenen zusammengesetzter Eindruck ergreift den Hereintretenden; nichts, was die tiefe und stille Empfindung stören könnte, tritt ihm entgegen. Und wenn nun die glänzenden Farbenbilder und die starren Gestalten sich begegnen; wenn die Orgel wie Meeresrauschen hineinstürzt; wenn der laute Gesang alter Choräle Freud und Leid aus den verborgensten Tiefen des geheimsten Daseins hervorlockt, dann bleibt uns nichts übrig, als in den Fluthen der unsichtbaren Welt unterzugehen, die unmittelbarste Nähe des Heiligsten mit grauenvollem Entzücken zu empfinden, und in dem überschwänglichen Gefühle eines höhern Daseins hinzusinken und anzubeten.“

Nicht als ob ich von nun an gefahren wär`; ich wollte wahrhaftig, ich hätte es gekonnt; denn der Weg ging über eine öde, wüste Strecke Landes. Ich sprang daher aus Leibeskräften.

Siebburg, Altenkirchen, Hacheburg – der [...] des endlosen Westerwaldes!

Weilburg. Wieder der erste interessante Ort. Aus dem Gasthofe genoß ich die Aussicht auf das gerade gegenüber gelegene Schloß, auf die *Lahn* und die sich rings erhebenden waldigen Berge. *Weilburg* liegt höchst romantisch. Aber:

„Willst du recht das schöne *Melrose* sehen, So mußst im blassen
Mondschein hingehen.“

Ja, bei der magischen Beleuchtung des Mondes als die grauen, versilberten Mauern zu leben begannen und die Reihen der Fenster heller schimmerten und die *Lahn* unten stärker brauste und sonst Alles todtenstill war, da lernte ich erst den heimlichen, wunderbar webenden Geist des Schlosses genauer kennen.

Wetzlar, der berühmte Sitz des vormaligen Reichskammergerichts. Freundliche Gegend. Rostrige, winkliche Stadt. Ein alter Dom. - Ich dachte hier viel an *Goethe*, an *Werther*, *Lotte* und *Götz von Berlichingen*.

Gießen. Etwa wie *Jena*. Auch hier eine angenehme Natur und in der

Nähe zwei Ruinen. Es waren gerade fünf Verbrecher, die die Post angefallen hatten, heute hingerichtet worden. Daher die Stadt noch von Menschen überfüllt. Wir kamen erst drei Stunden nach der Hinrichtung an. Auch bedauerte ich nicht sehr die Einbuße einer Tragödie, die so sehr den Charakter des ... an sich hat, ich meine des Gräßlichen überhaupt, indem natürlich hier der aristotelische Nebenbegriff unschuldigen Leidens wegfällt.

Diesen Sachverhalt bestätigte mir (-nh.) das Stadtarchiv Gießen :
„Im Jahre 1822 ereignete sich ein Postraub in der Subach (ein Waldtal im hessischen Hinterland). Die Räuber wurden gefasst, dem zuständigen Hofgericht in Gießen übergeben und nach eingehenden Untersuchungen wegen Straßenraubs zum Tod durch das Schwert verurteilt. Am 7. Oktober 1824 wurde das Urteil vollstreckt. Die Exekution der fünf Posträuber fand auf dem Marktplatz in Gießen statt, beobachtet von einer großen Menschenmasse.“

Grünberg, Alsfeld – das alte in der Geschichte oft vorkommenden *Hersfeld* – ach, ich springe gleich nach *Eisenach*. Hierher hatt` ich mich längst gesehnt. Endlich sah ich einmal die alte ehrwürdige *Wartburg*, den Sitz der ehemaligen Landgrafen von Thüringen, die Stätte des berühmten Sängerkriegs, den Aufenthaltsort *Luthers*, den Tempel mit der heiligen, deutschen, ewigen Lampe, die selbst in unserer Zeit noch Zeichen ihres forterglühenden Lebens gab. In dem ernsten, stillen, großen Rittersaale fühlte ich den Geist der Vorzeit mir nahe, und in *Luthers* kleinem Stübchen durchrann mich eine kühne Kraft und die Melodie: „Ein` feste Burg ist unser Gott,“ tönte mir in den Ohren. Innig entzückte mich die Aussicht auf die unzähligen Berggipfel des thüringer Waldes. Ach, könnte man sich hier zuweilen einmal Begeisterung holen!

Eisenach ist freundlich und wohlgebaut.

Gotha sah ich schon früher. *Erfurt* gleichfalls. - *Weimar* oft. - *Jena* – ja *Jena* – *Jena* – *Jena* ----Und so verliert sich meine Rheinreise und ich mich mit ihr wie der Rhein selbst in – Sand. Denn wo ich von *Jena* aus hinkam, das habe ich gute Gründe dem scharfsinnigen Leser selbst zum errathen zu überlassen. Er wird zwar sogleich sagen: nun doch wohl nach *Dunkel- städt!* und ich kann da nur ausrufen: Beim Himmel, auf`s Haar getroffen.

3. Novellen

1. Theodor und Adelheid. Novelle.

Wer einmal den herrlichen Malchenberg bei Darmstadt besucht, und auf der Spitze des oben befindlichen Thurmes gestanden hat, der wird sich ungefähr einen Begriff davon machen können, was zwei junge feurige Geister, Namens *Theodor* und *Sommer*, dort empfanden. Es zogen alle große Scenen des Lebens, alle glückliche Tage, alle Begeisterungen der Jugendzeit, durch ihre ergriffenen Seelen; sie schauten und konnten kaum Worte finden für die überwältigenden Eindrücke, von denen sie bald niedergerissen wurden in das unermessliche Grab des Rheinthales, bald gleich Adlern emporgetragen sich fühlten, nach dem nähern Himmel. Da lag es unter ihnen das schöne deutsche Land in seinem herrlichsten Glanze, in seiner erhabensten Majestät, in seinem höchsten Reize, unter ihnen lag das liebe Vaterland, und sie fühlten so recht, wie nur dem die Begeisterung für dasselbe aufgehen könne, der es in seinen Glanzpunkten gesehen, und wie dagegen eine dumpfe Engherzigkeit ewig auf dem lasten müsse, der in den Steinhäufen einer Stadt, oder in einen unerfreulichen ländlichen Winkel begraben mit der Bürde eines mühseligen Berufs beladen, von der Natur weder einen Begriff noch Eindruck erhalte.

Der Führer war herabgestiegen, weil sich unten einige andere Reisende näherten. Menr schweigend hatten die beiden jungen Leute die ersten Momente auf dem Thurme zugebracht; es hatte sich eine Art von Taumel, von verwirrendem Schwindel ihrer bemächtigt. Große Augenblicke sind gewöhnlich sprachlos oder einsylbig. Jetzt, wo sie allein waren, drängte sich mit Allmacht ihre innere Bewegung hervor; sie umarmten sich und schwuren sich von neuem ewige Freundschaft. „Mir ist so leicht, so wohl!“ rief Theodor aus.

„Mir auch!“ wollte Sommer sagen, doch der leise Seufzer, „Rosa!“ erstickte die Worte auf seinen Lippen.

„Sieh nur,“ hob der überströmende Theodor an, „sieh die herrliche

Landschaft! Hier fühlt man, wie der Dichter ausrufen kann: „Schön ist Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht! Wie auf einer Landcharte liegen hier Städte, Dörfer, Flecken und Flüsse vor uns, wie ein großes Gemälde ist das herrliche Panorama zu unsern Füßen ausgebreitet, und große Erinnerungen der Geschichte an unsern Geistern heraufführend, grüßen uns die ehrwürdigen, alterthümlichen Städte Speier und Worms mit ihren Domen, und Mannheim, Frankfurt und Mainz – theils mit naher Deutlichkeit, theils aus dämmernder Nebelferne herüber – und hier die dichtbewachsenen Berge des Odenwaldes, einer den andern überragend, und da drüben der hohe Donnersberg, der einst Zeuge war von Luthers Donnerworten – welch ein Gemälde des allmächtigen Pinsels – ich scheine mir den ganzen Erdenkreis hier zu überschauen!“

Indem sich Theodor bei dem Ende seiner Rede umwandte, begegnete er zu seiner grenzenlosen Ueberraschung dem Blick des schönsten weiblichen Wesens, das er nur je geschaut; es war eine edle, erhabene Mädchengestalt, die ganz ungehört und unbemerkt von den beiden in die Ferne schauenden Freunden hereingetreten war, und wohl Theodor's Ergießung über die Gegend mit angehört haben mochte. Nicht nur dieser Gedanke, sondern auch ihre so plötzliche Erscheinung, die wie ein Blitz in sein Inneres einschlug, machte, daß Theodor dastand, wie von Purpur übergossen, mit Befangenheit sich schüchtern gegen sie verbeugend, was sie mit edler Freundlichkeit erwiderte. Sie entschuldigte sich wegen ihres leisen Kommens, insofern sie Niemand oben vermuthet, und also wider Willen hier einen Schreck verursacht habe. Theodor stammelte etwas von einem angenehmen Schreck, doch unterbrach ihn das Nachkommen drei anderer Personen, denen der Schließer des Thurmes folgte.

„Aber sag' mir Adelheid,“ hob etwas kreischend eine ältliche Dame an, „warum Du immer entläufst? Ueberall willst Du die Erste sein – Nein, den Berg herauf so zu springen! Ich warne Dich immer; Du denkst gar nicht an Deine Gesundheit – Du machst's auch beim Tanzen so, und Du wirst nicht eher mütterlichen Rath annehmen, bis –“

Jetzt sah die Alte die beiden jungen Fremden, aufmerksam gemacht durch die gegenseitige Begrüßung, die das Thema verschlang, um so mehr, als der Blick in die Welt hinaus jetzt sogleich alle neuen Ankömmlinge in Anspruch genommen hatte.

„Ah! Wie herrlich! Wie wundervoll! Wie einzig! Ein unvergleichlicher

Standpunkt!“ so tönten jetzt die Stimmen der Angekommenen durcheinander, indem besonders die Mutter Adelheid's und ihre jüngere Schwester wetteiferten, sich in die allgemeinsten Ausbrüche der Entzückung zu ergießen. Der alte Herr – wie die Unterhaltung zeigte, ihr Vater, hatte ein etwas kaltes, düsteres, fast mürrisches Ansehen, das die allmächtige Einwirkung der Naturscenen wohl ein wenig aufzuheitern, aber nicht zu erwärmen vermochte. Seine Augen wurden klarer und munterer, aber es strahlte kein Gemüth aus ihnen; die Falten seiner Stirn glätteten sich, jedoch zeigte sein Gesicht mehr eine momentane gleichgültige Befriedigtheit, als eine warme, frohe Erregung. Theodor und Sommer, die als Reisende mit Reisenden in der freien, ungebundenern Natur zusammentreffend, eine unbefangene Unterhaltung führen wollten, konnten dem Alten nur wenige Erwiderungen ablocken, die mit einer Art von dummstolzer, vornehmthuender Kürze ertheilt wurden. Dieser wandte sich mehr zu seiner Familie, und machte sie auf alles Einzelne aufmerksam, da er die Umgegend kannte, und auch schon mehrmals auf dem Malchenberge gewesen war. Schweigend verhielt sich Adelheid; an eine Fenstersäule gelehnt, schien sie sich ganz ihren unaussprechlichen Empfindungen zu überlassen, und Alles um sich her vergessend, die entzückende Aussicht und die himmlische Bergluft einzusaugen.

Mit dem sichtbaren Schimmer einer süßen innern Trunkenheit, ruthe Theodors Blick auf der halbabgewandten Gestalt des herrlichen Mädchens, die er eine Zeitlang nicht aus ihren Träumen zu stören wagte. Eine so majestätische Figur, diese leisen Uebergänge der vollendetsten Formen, einen von so vieler Holdseligkeit und Güte umschwebten Mund, ein so sprechendes und doch unergründliches, blaues Himmelsauge, kurz ein seinem Ideale von Schönheit so nahe kommendes Götterwesen, war ihm in seinem Leben noch nie erschienen. Er konnte sich endlich nicht länger zurückhalten; sie blickte bei seiner Annäherung um; ihr Auge begegnete ihm gütig-mild; so bemerkte er denn gegen sie, wie man eigentlich den tiefsten und schönsten Eindruck von erhabenen Naturscenen erhalte, wenn man sich ihnen in Stille mit ganzer Seele dahingebe, ohne sie mit dem Verstande und mit Worten ins Einzelne zu zergliedern.

Sie gab ihm Beifall, indem sie erwiderte:

„Dieß that ich so eben; denn das Große und Außerordentliche wird mir

klein und gewöhnlich, wenn ich es in Fragmente auflöse; bei jedem schönen Gemälde, bei jeder herrlichen Musik, bei jeder reizenden Dichtung und dergleichen, kommt mir's immer auf den Totaleindruck an; ich denke mir immer, wenn ich nur diesen in der Seele habe, und bei einer vorherrschenden Hauptempfindung so recht viel tausenderlei Unbestimmtes durcheinander fühle, dann ist's schon gut.“

Theodor bedauerte, sich aus dem Genuß einer solchen Versunkenheit herausgerissen zu haben.

„Ah, nun bin ich schon fertig!“ erwiderte sie in leichtem Tone; „ich brauche dazu nur wenige träumerische Augenblicke, die ich mir durch Niemand nehmen lasse; aber wenn diese vorbei sind, dann thut mir's wohl, mich gegen Jemand auszusprechen, der etwas Schönes in meinem Sinne sieht oder hört. Wem das aber nicht gegeben ist, mit dem bin ich freilich eben so schnell fertig.“

Die leichte Anmuth, der zauberische Anflug von einer kleinen Schalkhaftigkeit, mit der sie diese unbefangene Aeußerung über ihr Wesen hinwarf, lieh ihr in den Augen Theodor's neue Reize; doch stand er fast an, es an ihrem zwischen Sentimentalität und Naivetät schwankenden Humor weiter mit dem Tone einer Innigkeit zu versuchen, zu der ihn die Natur und Adelheid's Schönheit unwiderstehlich hingerissen hatten. Er sah eine Klippe, an der er leicht scheitern konnte. Sie hatte sich wieder ein wenig nach der Aussicht gewendet, und stammelte jetzt leise den Namen *Rousseau!*

Dieß frappirte Theodor; auch er wandte sich nach der Gegend hin und sprach, zwar nur halblaut, aber doch vernehmlich, die Worte: „zufrieden, daß man ist und denkt!“

Sie schienen durch Adelheids ganzes Wesen zu zucken; wie von einer süßen Erschrockenheit durchschaudert, sah sie nach Theodor mit einem gleichsam fragenden Blicke, ob sie recht gehört habe, und ob dieß nur möglich sei.

Es sind eigene wunderbare Momente, wenn sich zwei Seelen manchmal urplötzlich auf das Ueberraschendste ganz in demselben Gedanken, ganz auf demselben Punkte, in dem weiten, unermesslichen Gebiete des Fühlens und Denkens begegnen. Es geschieht dies am leichtesten bei sympathisirenden Freunden, daß ihnen die Stelle eines Dichters, oder ein Gefühlsausbruch völlig mit denselben Worten über die Zunge geht, manchmal so, daß nur der ungeheuerste Zufall dieß herbeiführen kann,

und daß Beide vor einander erstaunt zurückfahren, indem sie jedoch angenehm dadurch an ihre Seelengleichheit erinnert werden; bei Unbekannten ist ein solcher Eindruck noch tausenfach überraschender.

Eben so betroffen fühlte sich Theodor, der sich Adelheid's Seele in ihren tiefsten Tiefen unmittelbar berührt zu haben schien. „Nein, ist das wirklich möglich,“ hob Adelheid an, weckte mein bloßes Aussprechen des Namens *Rousseau* in ihnen sogleich die mir unvergeßlichen Worte dieses Schriftstellers, wo er von dem Seelenzustande auf einem Berge spricht, und sagt: „man fühlt sich dort zufrieden, daß man *ist* und *denkt*?“

„Und“ fuhr Theodor entzückt fort, wo es ihm immer wie ein Echo wiederklingt, froh, daß *ist* und *denkt*? Warum sollte ich nicht?

Adelheid sah ihn mit tiefer Verwunderung und mit einem Blicke an, der keiner Schilderung fähig ist; es schien wie mit einem Zauberschlage in Beiden ihre ganze innere Welt geweckt zu sein; sie waren nicht fähig, weiter zu sprechen, und versanken verstummend in einem Meere von Empfindungen.

Die Mutter und Adelheid's andere Schwester Caroline waren in eine Menge von Declamationen und Verzückungen verfallen; sie zerstückten und zerhackten die unter ihnen ausgebreitete Unendlichkeit in ihre gemein-wirklichen Bestandtheile, wobei ihnen der trocken-prosaische Vater sehr behülflich war, indem er ihnen alle die Namen der Städte und Dörfer nannte, und oft Erzählungen aus den letzten Kriegsjahren mit einfließen ließ. Doch in ihrem Geschwätz über all das Schöne, ja selbst in dem bloßen Tone zeigte sich, daß sie mehr affectirten, als wirklich fühlten. So war Caroline fähig, während ihrer vorgeblichen Hingessenheit bei dem Anblick der nahen, schönen Ruine Zwingenberg, an ihrem Anzug allerlei zu ordnen, und gegen die beiden Fremden zu kokettiren, durch unnatürliche, erkünstelte, naiv sein sollende Aeußerungen kindlicher Liebe gegen Vater und Mutter. Und diese letztere wieder brach auf Theodors Bemerkung, wie man sich hier dem Himmel näher fühle, in eine so lange und schwülstige Lobpreisung Gottes aus, daß Theodor anfangs nicht wußte, was er von dieser Enthüllung innerer Andacht denken sollte. Um klug zu werden, stimmte er in denselben Ton ein; dieß schlug an; sein Sinn für religiöse Naturbetrachtung interessirte die Mutter sogleich für ihn, die glücklich zu sein schien, in allerlei mystische Phrasen gegen Theodor überströmen zu können.

Theodor sah nun klar, daß die Dame der Gesellschaft der Pietisten zugehöre, und benutzte dieß, durch poetisch-mystische Aeüßerungen sich in höhere Gunst bei ihr zu setzen, was ihm auch nicht übel gelang. Endlich jedoch wurde er des Ding's überdrüßig; denn so warm er gewöhnlich empfand, so war ihm doch nichts in innerster Seele mehr verhaßt, als diese unnatürliche, verschrobene, krankhafte Mystik, die sich leider in die Kreise der gebildetsten Familien eine Bahn zu brechen gewußt hat. Sie war ihm so sehr zuwider, daß er nicht einmal gern etwas darüber las; dergleichen Wahnsinn empörte sein gesundes Gefühl, er mochte nichts damit zu thun haben. Und dieß um so weniger, weil einige frühere Bemühungen, dergleichen von dieser Krankheit angesteckte Leute zu kuriren, ganz ohne allen Erfolg geblieben waren, weswegen er sie schlechtweg als Verrückte betrachtete. Auch diese Pietistin würde ihn augenblicklich abgestoßen haben; aber sie war ja Adelheid's Mutter!

Es war ein köstlicher Herbstnachmittag. So reine, klare, durchsichtige, blaue Luft, ein so mildes, wohlthätiges wehendes Kühl! Alle Gegenstände zeigten sich so deutlich und scharf abgegrenzt, und die Berge und Thäler mit ihren Silberströmen wölbten sich so sanft geschwungen fort und fort in den fernen blauen Horizont hinein, - daß die Seele ganz von Empfindungen himmlischen Friedens, weicher Sehnsucht und stillen Entzückens erfüllt werden mußte. Und Adelheid's Nähe! Tiefer und tiefer ergriff den feurigen Theodor der Anblick eines Wesens, das er unter den vielen tausend an ihm vorübergegangenen Mädchen nie gefunden hatte, und traurig war ihm nur der Gedanke, sie, die ihm gänzlich Fremde, an Geist, wie es schien so Nahe, und vielleicht an Verhältniß so Entfernte, nun bald vielleicht auf ewig wieder scheiden zu sehen.

Es nahte ein schönes Schauspiel, der Sonnenuntergang. Ein Nebel hüllte die Gegend und die Wälder plötzlich in Flor; leiser und leiser durchschimmernd, zeigte sich die unten prangende Unermeßlichkeit. Wie ein weißes Band zog sich der blitzende Silberstreif des fernen Rheins durch das Riesenthal dahin. Auf einmal flammte in seinen Gewässern wie ein auf- und niederfliegendes Oval die abschiednehmende Sonne. Sie funkelte und winkte noch einmal und – rollte hinab. Nun verschlangen die Schatten der Nacht die Welt; kaum ließ der Nebel noch die nächsten Gegenstände unterscheiden. Es war nun die höchste Zeit, den nicht ganz

bequemen Weg vom Berge herab anzutreten. Theodor und Sommer wünschten zwar, nicht zudringlich zu erscheinen; indeß schien es ihnen gewissermaßen wieder Pflicht, den beiden Damen ihren Arm anzubieten. Genug sie wagten es, und – es wurde freundlich angenommen. Der Vater der Mädchen führte die Mutter, Sommer Carolinen, und Theodor war selig an Adelheids Arme, den er manchmal ganz leise zu drücken nicht unterlassen konnte, obwohl er alle Selbstüberwindung zusammenraffte, um sein Herz keine weitere Extravaganz begehen zu lassen. Seine Unterhaltung mit ihr blieb ruhig abgemessen, sie wurde mitunter heiter und freundlich, doch nie, wie sie sein Gefühl eigentlich an dem göttlichen Mondscheinherbstabende verlangte, glühend und leidenschaftlich. Bloß wie etwa durch die kühligen Nachtlüfte zuweilen einmal ein warmer Hauch vorüberstreicht, so zog sich durch seine Reden mitunter ein ganz leiser momentaner Athem von Herzlichkeit, die sein Inneres jedoch mehr ahnen ließ, als deutlich zeigte. So gelangten sie von der Laterne des Führers unvollkommen unterstützt ungefähr nach einer Stunde von dem waldigen Berge in das Dorf *Zwingenberg* herab.

Noch wußte Theodor weder Namen noch Heimath der Reisenden; auf seine Frage hörte er von Adelheid, daß ihr Vater *Berger* heiße, und Banquier zu F. sei, so wie auch, daß sie heute noch bis Darmstadt fahren würden. Theodor graute vor dem entsetzlichen nun so nahen Augenblicke, wo er die himmlische Adelheid, ach wohl auf immer aus dem Arme lassen mußte; doch freute er sich, daß ihm in F. - wo er seinen Onkel auf längere Zeit besuchen wollte, doch vielleicht die Gelegenheit werden würde, sie wiederzusehen. Er äußerte gegen Adelheid, wie traurig es doch sei, daß sich so oft Menschen nur für einige Augenblicke begegneten und oft nie wiederfänden; Adelheid erwiederte ihm, man dürfe nie verzweifeln. Theodor wagte einen leisen Händedruck, und es war ihm, als würde er leise, ganz leise erwiedert.

Man war jetzt an dem Gasthofe angelangt. Der Wagen wartete schon; die Eltern und Mädchen stiegen, nachdem sie sich empfohlen und freundlich gedankt, ein, und der seligste Tag seines bisherigen Lebens war für Theodor vorüber.

Die beiden Freunde fanden sich nach einer ziemlich beträchtlichen Fußwanderung des Tages bei der Abendmahlzeit im Gasthofs zu *Zwingenberg*, die der vortrefflichste Rheinwein würzte, anfangs so ganz behaglich; aber da nach dortiger Sitte der Wirth mit ihnen speiste, und dieser, ein eingefleischter Franzosenfreund und Napoleonist von nichts sprach als von den Schlachten bei Dresden, Bautzen, Lützen, Leipzig u. s. w., die er mitgemacht, da fühlte Theodor nachgerade Mißbehagen an einer Unterhaltung, die seine Gedanken ganz ablenkte von dem Bedürfniß, sich mit Adelheid zu beschäftigen, und wo möglich allein. Der helle Mondschein lockte ihn hinaus in's Freie, er schlich vor die Thüre, und spazierte von da weiter. Es war eine himmlische, laue Nacht. Tief empfand er heute, was Heinse einmal sagt: „die Nacht hat etwas Genzenloses, Inniges, Seliges.“ Seine Seele dehnte sich nach allen Unendlichkeiten, sein Herz war so voll warmer Gluth; die Fülle des innern Entzückens drohte seine Brust zu sprengen. Voll und rein stand der Mond am Himmel; lieblich zitterten seine magischen Strahlen durch das Schattendunkel der Bäume; romantisch stiegen die Berge mit ihren Riesenhäuptern nach dem Himmel; kein Ton regte sich außer dem tausendstimmigen Gezirpe der Cicaden. Ach, da erwachte in Theodor eine unendliche Sehnsucht nach Adelheid; es entflamte seine Brust die schwärmerische Gluth früherer Jünglingsjahre, wo er oft von namenlosem Drange hingerissen umhersuchte nach einem Wesen, um es an sich zu pressen und ihm tausendmal zu sagen: „ich liebe dich!“ ach, und wo er doch nirgends ein solches Wesen fand, wo er dann hinstarb in unendlichem Schmerz, und diesen Schmerz an sich nagen und zehren ließ mit melancholischer Wollust. Seit Jahren hatte er glücklich alle Anwandlungen dieser krankhaften Sentimentalität niedergedrückt; aber ist denn der *körperliche* Mensch immer gesund? Und läßt sich der *geistige* wohl je für immer heilen, so, daß er sagen könnte, *dieses* Weh` erleidet meine Seele nie wieder?

Adelheid's Gestalt umgaukelte Theodor bei jedem Schritte; er schwelgte in der Erinnerung an ihre freundlichen Worte; ihr Bild in allen seinen reizenden Umrissen, der unendlich melodische Ton ihrer Sprache, ihr seelenvolles, tiefblaues Auge – Alles lebte vor ihm und fing immer mehr an zu leben – als er auf einmal – war es möglich? – Adelheid wirklich vor sich stehen sah! Erhitzt von Wein und liebendem Drange

flog er mit ausgebreiteten Armen auf sie zu; doch sie entschlüpfte im raschesten Lauf.

In einiger Entfernung stand die weißgekleidete Gestalt unter einem Baume wieder still. Er folgte dorthin. Als er in der Nähe war, hörte er sie mehrmals seufzen, worauf sie wieder rasch weiter ging. Die wunderliche fixe Idee, die sich seiner bemächtigt hatte, es müsse durchaus Adelheid sein, zog ihn albermals nach. Jetzt blieb sie wieder stehen, und – redete ihn sogar an: „Weißt du auch, wohin unglückliche Liebe führt?“ fragte sie mit emporgehobener Hand und mit hohlem Tone, der Adelheid's Stimme ähnelte. „Willst du es erfahren, so folge mir weiter nach!“ setzte sie hinzu.

Mit einem seltsamen innern Schauer hörte Theodor die ihm räthselhaften Worte; er stand einige Minuten wie in den Boden gewurzelt. Der Kirchhof des Orts war nicht weit; er glaubte jetzt die schon wieder entschlüpfte Gestalt an dem Thore desselben zu bemerken. Von Jugend auf hatte er sich gewöhnt, bei Nacht furchtlos die einsamsten Orte zu besuchen; dießmal jedoch fühlte er ein nieempfundenes Grauen. Und dennoch zog ihn ein innerer allgewaltiger Drang wie mit unwiderstehlichen Geisterarmen vorwärts nach dem Gottesacker. Hell schimmerten die weißen Leichensteine zwischen Bäumen und Gebüschchen hervor, sie schienen im Mondlicht zu leben und sich zu bewegen, wenn er lange hinsah; die weibliche Gestalt konnte er jedoch nicht bemerken. Mitten auf dem Kirchofe verlor sich fast seine Furcht; es erwachten in ihm heilige Gedanken an Gott und Ewigkeit; die Nacht athmete eine so tiefe Seligkeit und Ruhe; es regte sich nichts, als auf dem Kirchthurme der Perpendikel der Uhr, „der stille Puls der Zeit,“ wie Hebel einmal so bezeichnend und schön ihn nennt. Da tönte auf einmal ganz nah eine Stimme, - aber diese war nicht Adelheid's – in tiefem, dumpfen Klang:

„Hüte dich vor der Liebe!“

Theodor sah sich bestürzt um; da erblickte er auf einem Grabhügel stehend wieder mit warnend gehobenem Arm die weiße Gestalt, gegen ihn hingewendet. Ein kalter Schauer ging ihm durch alle Glieder; denn er sah nun ihr leichenhaftes, blasses, eingefallenes Antlitz; ja er sah, wie sie jetzt einen Dolch schwang, sich ihn in die Brust stieß und mit einem lauten Schrei zusammenstürzte.

Von Entsetzen ergriffen hätte er fliehen mögen; indeß er faßte sich und eilte hinzu. Das von Gestalt schöne und nur im Gesicht verfallene Mädchen lag auf dem Grabhügel in ihrem Blute schwimmend. Er suchte die Wunde mit Tüchern zu verbinden; aber sie stieß ihn von sich und riß den Verband los. Es schien ihm das Gerathenste, sogleich in's Dorf zu eilen und Hülfe zu hohlen. In wenigen Minuten war er im Gasthofe und erzählte das Geschehene. Sogleich entstand nun Lärmen von der Sache; es kam ein nahe wohnender Chirurg, und das ganze Dorf zog hinaus. Man fand das Mädchen ohne Bewußtsein; sie wurde verbunden und hereingetragen; aber sie hatte sich gerade in's Herz getroffen, und ihr Leben schien verloren. Sie war bekannt als eine Geisteskranke und Melancholische; ihre Eltern hatten sie aus F. - von dem Gegenstande ihrer Liebe entfernt; doch auch hier auf dem Lande bei Verwandten lebend hatte sie ihr stiller Hang zur Schwermuth bis zu diesem unglücklichen Schritte verleitet.

Da Theodor bei Verübung ihrer traurigen That zugegen gewesen war, so mußte er am nächsten Tage verweilen, um gerichtlich verhört zu werden. Das Mädchen war in der Nacht gestorben. Ein Verdacht konnte zwar auf Theodor nicht fallen, da der allgemein bekannte Seelenzustand des Mädchens, so wie auch ihre eigene Aussage den Selbstmord bekräftigten; doch das gesetzliche Verfahren verlangte sein Verweilen.

Erst einen Tag später brachen die beiden Freunde wieder auf. Es war ein nebliger Morgen; auch in ihren Seelen herrschte nach dem tragischen Abenteuer eine unbesiegbare Dusterheit. Sie besuchten noch das *Felsenmeer* und die *Riesensäule* im Odenwalde, und entließen dann ihren Führer, allein in dem engen, von hohen Bergen und Wald umdüsterten Thalgrunde fortwandelnd. Auf Theodor hatte das Ereigniß einen tiefen, schmerzlichen Eindruck gemacht. Er mußte fast etwas Omindses darin finden, daß er an dem Tage, wo er die höchste Seligkeit der Liebe geahnet, auch das Beispiel eines so traurigen Ausgangs dieser Leidenschaft gesehen hatte; und er fühlte sich beinah veranlaßt, dieß beides in eine ihm dunkle, unerklärliche, geheime Verbindung zu setzen.

„Meinst du nicht,“ hob er gegen Sommer an, „das Schicksal giebt uns zuweilen, wenn wir auf dem Punkte stehen, unglücklich zu werden, bedeutungsvolle Winke, welche uns abseits wenden sollen von einer Bahn, die unsere Seele nach sich ziehen will? Reden dann nicht warnende Geister in uns, drängen sich nicht auch außer uns Zufälle, ganz

wunderbare Zufälle gerade da auf uns ein, wo wir so eben im Begriffe stehen, einen entscheidenden Schritt zu thun?“ Sommer fand den jetzigen Fall allerdings auch frappant, und rieth Theodor in jedem Falle, sich bei dem Aufenthalt in F. - vor Adelheid zu hüten, damit ihn nicht eine Leidenschaft erfasse, deren erste Funken schon in ihm erwacht waren, die er aber jetzt noch völlig in seiner Gewalt hatte.

„Und doch unglücklicher Weise,“ versetzte Theodor, „geht der Mensch gerade oft blind und taub gegen Alles um sich her unaufhaltsam auf das geahnte Uebel vor – er sieht dessen Ausgang voraus – aber er bildet sich ein: es ist einmal dein Schicksal! er denkt: du mußt doch so, wenn du auch nicht willst, und du thust auch so, mag daraus werden, was will! Und sieh so ahnt mir, so wird mir's mit Adelheid ergehen! Ich fühle, daß ich mich ihr nähern muß, und zugleich sagt mir eine Ahnung, von der ich mir selbst nicht klar Rechenschaft geben kann, es sagt mir eine Ahnung: du machst dich unglücklich! Aber sieh an, da lockt mich wieder ein toller Gedanke; du weißt, Sommer, ich habe noch nie von ganzer Seele geliebt – denn kleine vorübergehende Neigungen kann ich nicht rechnen – ich sehne mich, diese Leidenschaft einmal in ihrem vollsten Umfange an mir zu erfahren, ja, es klingt paradox, ich sehne mich sogar darnach, einmal *unglücklich* zu lieben, denn das uns Verwehrte hat doppelte Reize, und einzelne Momente einer solchen Liebe müssen eine noch ganz andere Seligkeit gewähren, als der ruhige Genuß einer unversagten Vereinigung. Das Hoffen der Hoffnung ist süß; aber das Hoffen der Hoffnungslosigkeit, die Vermögung der Unmöglichkeit, das Verwirklichen eines bloßen Ideals – das ist ein Ziel, das noch ganz andere Kräfte, Wallungen und Gluthen in dem Menschen aufregen muß!“

„Bester Theodor,“ versetzte Sommer, „laß dich nicht verleiten, jemals, vielleicht aus halbem Muthwillen, mit einer Leidenschaft zu spielen. Nie wirst du lange mit ihr scherzen; schnell ist sie deine Herrin, deine Tyrannin. Laß uns keine Poesie in die Wirklichkeit übertragen; denn nimmer wirst du in deinem Wahnsinn die Sterne von dem Himmel auf die Erde herabreißen können. Höre jetzt wieder einmal die Geschichte meiner Liebe, und laß dich warnen, warnen auf Lebenszeit. Du kennst meinen Aufenthalt in dem Dorfe D. - wo ich nach Beendigung meiner akademischen Studien vier Jahre privatisirend verlebte, deren Erinnerung mir in meine sonst heiter und sonnenhell verlebte Jugend wie ein

aschgrauer, nebliger Herbst hereinhängt. Ich befand mich dort in einer Abgeschlossenheit und Stille, von deren Fürchterlichkeit im Winter und trüben Tagen du keine Vorstellung hast. Die ewige einförmige Abwechslung zwischen Lesen, Schreiben und allein Spazierengehen wurde mir am Ende zum Ueberdruß, zur Qual. Ich hatte Niemand meines gleichen, keinen Freund, keine theilnehmende Seele; ich sollte mir selbst Alles sein, und zwar in Lebensjahren, wo das Herz mächtig aus sich herausstrebt. Ich unterlag oft grenzenloser Melancholie. Die Beschäftigung mit dichterischen Werken malte mir lauter Ideale, von denen ich gar nichts hatte. Mein Vater, der dortige Prediger, war unzufrieden mit meinem Treiben, mit meinem ganzen gedrückten, ängstlichen, hypochondrischen Wesen, das sich an seinen mich oft in Verzweiflung setzenden Eigenheiten beständig rieb – doch still davon! Der gute Mann ruht nun im Grabe, und er hatte wohl in seiner Art Recht. Ich will es kurz machen; ich sah auf meinen Spaziergängen im Sommer täglich ein sehr hübsches und junges Landmädchen; ich sprach draußen mit ihr, ich scherzte, ich gewann sie lieber und lieber; es kam bald so weit, daß ich sie *täglich* sehen mußte, daß ich sie *mehrmals* des Tages sehen mußte, ja, daß ich zu Hause und entfernt von ihr keine ruhige Stunde hatte. Und gleichwohl konnte ich, theils um ihret- theils um meinethwillen nur geheim mit ihr reden; lange Stunden brachte ich oft im Freien zu, ehe ich Gelegenheit fand, mich ihr einige Augenblicke unbemerkt zu nähern; dieses waren süße Augenblicke; unsere Liebe hatte auf der freien Flur so etwas Idyllisches und Paradisisches, sie war so innig, so natürlich, so herzlich – ich weiß es, *so, ganz* so lieb` ich nie wieder! Ich konnte endlich nichts mehr denken, schreiben und schaffen; anfangs galt mir die Sache für ein süßes idyllisches Spiel, für die einzige kleine Freude in meinem Eremitenleben; jetzt war mir die Liebe Pein; ich konnte es nicht ertragen, wenn ich wußte, daß mein Röschen an Sonn- und Festtagen mit den Burschen des Dorfes tanzte, wenn ich sie des Abends nach ländischer Sitte mit andern Mädchen an ihrer Thür von fremden Huldigungen umlagert wissen, und ihr doch fern bleiben mußte; wenn ich sie endlich im Winter oft vierzehn Tage hindurch gar nicht sah und nichts von ihr hörte. Ich ging im Liebesschwindel damit um, ihr die Ehe zu versprechen, um nur stets mit ihr zusammen sein zu dürfen – aber in verständigem Zustande erschien mir dieß wieder als unsinnig. So war ich der elendeste, zu allen Unternehmungen unfähigste

Mensch geworden, der sich Tag und Nacht mit Schwermuth quälte, als die plötzliche Wendung meines Schicksals mich nach Berlin rief. Zwei Jahre hindurch hatte sie nichts von mir gehört und mich nicht gesehen! du weißt, sie ist darauf vor Gram gestorben!“

Mit eine Thräne im Auge schloß Sommer seine Rede, die ihres Ein-drucks auf Theodor nicht verfehlte.

„O rief Theodor aus, warum finden sich doch bei dieser seligsten der Leidenschaften so viele und so leicht unglücklich machende Abwege! Und, nein! rief er aus, nun ist's beschlossen, ich will keine Thorheit begehen; du hast Recht; ich will auch diese Adelheid vermeiden, die ich ja als die Tochter eines reichen Banquiers doch nie erringen kann!“

Die Sonne hatte jetzt den Nebel durchbrochen; die beiden Freunde wurden nach und nach wieder heiterer. Sie hielten bald ein Mittag-mahl, und setzten dann ihre Reise nach F. - ohne Erlebung eines besondern Abenteurs fort.

Theodor's Onkel, Inhaber einer Buchhandlung zu F. - hatte sich früher in sehr glänzenden Umständen befunden, war aber durch seine grenzenlose Unternehmungswuth nach und nach immer mehr herabgekommen. Bei dem allgemeinen Stocken des Buchhandels wollte es ihm nicht gelingen, sich wieder emorzuarbeiten. Es war ihm von seinem großen Vermögen nur noch ein kleiner Rest übrig. Da er selbst kinderlos und seit einem Jahre auch Wittwer dastand und zu einer zweiten Ehe keine Lust hatte, so war es seine Lieblingsidee, baldigst seinem Neffen die Buchhandlung zu übergeben. Um dieß einzuleiten, hatte er eben jetzt Theodor zu einem längern Besuch eingeladen. Da Theodor auf eine ganz originelle Weise studirt, nemlich alle Wissenschaften, jede aber bloß eine Zeitlang, also nur flüchtig durchlaufen hatte, und dabei vor jeder bürgerlichen Anstellung einen unüberwindlichen Abscheu fühlte, so glaubte der Onkel in ihm gerade das passendste Subjekt für seine Idee zu besitzen. Er hielt ihn für fähig über jedes gelehrte Werk zu urtheilen, jde Unternehmung richtig zu taxiren und dabei selbst schriftstellerisch zu wirken, wozu Theodor auch Neigung empfand. Was die Kenntniß des Geschäfts und seiner Führung verlangte, so sollte sich

Theodor diese noch aneignen, wobei der Onkel durch eigene eifrige Anweisung sein möglichst schnelles Fortschreiten befördern wollte. Das war Alles recht gut und schön; aber die Sachen gehen nicht immer so, wie man denkt.

Theodor fand nebst Sommer bei dem Onkel eine sehr freundliche Aufnahme. In den ersten Tagen besahen sie sich die Stadt und die Gegend, besuchten das Theater und machten Bekanntschaften. Sie gefielen sich Beide außerordentlich in F. - und es glückte auch Sommer, der seine Informatorstelle in Berlin aufgegeben hatte, hier bei dem W.-schen Gesandten eine weit vortheilhaftere zu finden.

Theodor ging sehr leicht in die Idee seines Onkels ein, ja er war froh, sich nach mancherlei Sorgen über die Zukunft auf diese Art gerettet zu sehen. Sein Vater, der Amtmann in einer Mittelstadt gewesen, hatte ihm zwar einiges Vermögen hinterlassen, doch war dieses über dem langen und vielfachen, mehr genialischen als gründlichen Umherstudiren in allen Wissenschaften bis auf etwas Weniges herabgeschmolzen. Er freute sich demnach einen Beruf zu finden, der, indem er ihm immer das Neueste aus der Literatur in die Hände führte, seinem Geiste eine beständige Abwechslung darbot.

Mit vieler Lust und mit dem festen Vorsatz, Adelheid's vor der Hand nicht weiter zu gedenken, ging er an die Geschäfte. Aber leider fand er schon nach wenigen Tagen, daß ihm diese wenig behagten. Das Briefschreiben, das Berechnen und Eintragen in die großen Bücher, die nur Zahlen und Namen enthielten, o, es war ihm eine geisttödtende Sache, es schien ihm dieß Alles so mechanisch und langweilig, so öd' und unersprießlich – er sah, daß man zu einem solchen Geschäft geboren sein müsse, und sich keine innere Befriedigung dabei schaffen könne, wenn man es mit Abneigung als bloßen Frohdienst betreibe. Es wurde ihm oft in dem engen düstern Comtoirstübchen so beklommen, als ob ihm die Brust zerspringen sollte; er liebte die freie Natur und ein möglichst ungebundenes Leben; und sein Onkel war mitunter grillig, eigensinnig, mürrisch; das verdarb auch seine sonst immer heitere Stimmung; und selbst sein Charakter war in Gefahr sich zu verändern. Aller Art von geisiger Bevormundung längst entwöhnt, berührte es ihn unangenehm und drückend, wenn ihm der Onkel befehlen wollte; und diesem schien das gerade einen eigenen Reiz zu gewähren, indem er als Theodor's Wohlthäter und zweiter Vater ein gutes Recht dazu zu haben

glaubte. Genug Theodor fühlte was es heißt, abhängig zu sein, und fühlte es um so bitterer, je freier er bisher seinem Genius in Allem gefolgt war.

Theodor's Onkel war ein braver, gewissenhafter, thätiger und äußerst akkurater Mann, der keine Art von Unordnung, Nachlässigkeit und Leichtsinn vertragen konnte. Er trieb dieß bis zum äußersten Eigensinn; es mußte in seinem Hause Alles immer höchst sauber und nett aussehen, jede Kleinigkeit unverändert an ihrem Orte bleiben, und Aufstehen, Schlafengehen, Essen und Trinken, Alles wo möglich auf den Punkt um dieselbe Stunde geschehen. Nach dem Tode seiner Frau hatte er sich daran gewöhnt, Alles im Hause selbst zu untersuchen und er besaß dabei einen so ungemeinen Scharfblick, daß seinem Auge so leicht nichts entgehen konnte. In seiner Lebensweise befolgte er die strengste Diät und Mäßigkeit, und in seinen Ausgaben Nachdenklichkeit und Einschränkung, die bei gewissen nach seiner Ansicht für unnöthige Luxusartikel geltenden Dingen selbst an Geiz grenzte. Von Gesellschaften zog er sich zurück, weil ihn alle lebhaftere Zerstreung und Unterhaltung angriff, und aus dem ruhigen Pflagma störte, das er sich bei all seiner Betriebsamkeit in Geschäftssachen, zu bewahren wußte. Etwas schwankend und unbehülflich war er in seinen Entschließungen; man konnte ihn leicht leiten und sogar irre führen, was jedoch mehr aus unvollkommener Geisteskraft und Einsicht, als aus Charakterschwäche entsprang; dieß war es, was ihm besonders bei seinen literarischen Unternehmungen so viel geschadet hatte. Wie es bei alten Leuten geht, so wechselten Sprachseligkeit und heitere Laune mit hypochondrischen Stimmungen, die sich oft durch mehrere Tage hinzogen, und denen sich auf keine Weise beikommen ließ. Es war ihm dann, wie man gewöhnlich sagt, „Alles nicht recht.“ So vereinigte sich in ihm viel Schätzenswerthes und Gutes, mit so Manchem, was besonders einem jungen Manne wie Theodor, der gern leicht - genial und fröhlich dahinlebte, beschwerlich fallen mußte.

Es geschieht wohl jezuweilen, daß die Seele einen Eindruck erhält, dessen augenblickliche überwältigende Allmacht auf eine lange, ja ewige unverlöschliche Dauer hindeutet, und daß doch, wenn auch nicht mit der Stunde, doch mit dem Tage, oder vielleicht mit der Woche sein schwächer und schwächer nachklingendes Echo verhallt. So erging es Theodor mit Adelheid. Selbst ihr Bild zerfloß ihm mehr und mehr in

einem bloß unbestimmten Duft; Reize des Körpers sind todt für die Erinnerung; sie leben nur dem Betrachter. Nur mitunter in so recht melancholischen Momenten, wo Theodor beengt von der Qual der ihm verhaßten Geschäfte im düstern Stübchen schrieb, nur manchmal trat ihm dann in Augenblicken des Träumens und Sinnens über die letzten schönen Wochen seiner Reise der Gedanke an Adelheid vor die Seele, aber doch nur blaß – schimmernd, wie etwa der Mond, wenn er gegen Abend aufsteigend die Welt noch von der Tageshelle erleuchtet findet. Bei dem besten Willen und festesten Entschlusse war es Theodor unmöglich, ohne Unterbrechung das rein – buchhändlerische Fach zu betreiben, selbst seine Gesundheit fing darüber an zu leiden.

Er sprach sich eines Abends ganz unverholen gegen seinen Onkel darüber aus, gerade als dieser ihm in bester Stimmung über seine Thätigkeit und Geschicklichkeit Lobsprüche ertheilt hatte, und vereinigte sich mit ihm dahin, daß er jedesmal eine Woche in dem buchhändlerischen Geschäft zu arbeiten hätte, in der nächsten aber pausirte, das heiße: nach Gefallen schriftstellerte oder läse. Dem Onkel wollte dieß zwar nicht so recht in den Kopf; indeß ergab er sich darein, besonders weil er selbst sah, daß sich Theodor bereits körperlich unwohl befand.

Theodor bezog nun am Sonntagmorgen in der zweiten Etage des Hauses ein Zimmer, wo er jedesmal die ihm freigegebene Woche zubringen wollte. Nachdem er das Nöthige ein wenig geordnet, öffnete er das Fenster, um nach einer ihm wirklich sauer gewordenen Woche einmal Luft zu schöpfen und sich zu erholen. Die Glocken tönten von den Thürmen und die Menschen zogen nach den Kirchen. Noch hatte er sich bisher nicht einmal Zeit genommen, seine nächsten Umgebungen in's Auge zu fassen. Er musterte daher vor Allen die Fenster umher, um wo möglich etwas Schönes zu entdecken, an dem er sein Auge manchmal weiden, durch dessen Betrachtung er zuweilen sich Erholung von den Studiren und neue Lust dazu erschaffen könnte. Gerade gegenüber fand er Niemand als zwei alte Leute; eine häßliche und dabei übertrieben herausgeputzte Frau, und einen noch häßlicheren ganz ausgemergelten abgezehrten Greis, der im Schlafrock und weißer Nachtmütze fortwährend im Fenster stand oder saß, und seine Pfeife rauchte.

Er wandte sich nach dem daneben stehenden Hause schräg über, und bemühte sich zuerst, die unten mit großen vergoldeten Buchstaben prangende von ihm bis jetzt unbeachtet gebliebene Firma zu entziffern.

War es möglich? sah er recht? Der Name hieß ja Friedrich *Berger*! Er rieb sich die Augen und glaubte, er irre sich, aber deutlicher und deutlicher erkannte er die Schrift: *Friedrich Berger*. Daß dieser hier Adelheid's Vater wäre, daß Adelheid sich so ganz in seiner Nähe befinden könne, das schien ihm eine zu kühne Annahme! Er hatte nun für nichts Augen als für die dortigen Fenster und wandte wohl eine Stunde lang den Blick kaum von ihnen ab, weil er hoffte, vielleicht rufe doch die Wirklichkeit seine kühnsten Träume in's Leben. Endlich, endlich öffnete sich ein Fenster. Er zitterte vor Erwartung und sein Herz klopfte. Ein dummes Paviangesicht eines Bedienden sah heraus, und fuhr sogleich wieder hinein.

Indem er sich noch darüber ärgerte, erklangen aber aus dem offenen Fenster auf einmal herrliche Akkorde eines ausgezeichnet schönen Flügels. Theodor war selbst ziemlich gewandter Pianist, und darum lauschte er mit Entzücken. Das Spiel hatte einen ganz eigenen Charakter. Es war offenbar freie Phantasie. Eine Introduction, feierlich in g – dur beginnend, hielt sich erst im Adagio, durchflog dann in rauschenden Läufern alle Tiefen und Höhen des Instrumentes, ging in c – moll über, wo sie in abgebrochenen Harpeggio's bald anschwell, bald wieder erstarb, doch auf einmal sanft in es – dur mit einer innigen, origiellen Wendung aus dem Basse in den Diskant emporstrebte, und dort mit den herrlichen, vollen Anfangsakkorden des zwölften Concerts von *Dusseck* fortfuhr. Es folgten dann einige der schönsten Stellen aus diesem Concert, unterbrochen von ausruhemdem genialen Zwischenphantasiren, worauf dann Sätzchen aus Hummelschen Concerten, Beethovenschen Symphonieen, aus Ouvertüren und Opern ziemlich chaotisch aber immer sehr geistreich durch eigene überraschende Erfindungen unterbrochen und durchwebt in entzückender Abwechselung folgten. Es war so viel Tiefe, Gemüth, ja Genie in dem Spiel, daß Theodor sich ganz hingerissen fühlte. Strenge Kritik hätte es ein tolles Quodlibet nennen müssen, aber für diese war es nicht gemacht, man sah, daß die musizirende Person ganz der zufälligen, eben entstehenden Laune ihres Genius, ganz dem momentanen Einfall folgte und bloß zu ihrem eigenen Vergnügen spielte.

Jetzt verstummte das Instrument. War Theodor während der Musik ganz Ohr gewesen, so war er nun wieder ganz Auge. Ein neuer süßer Schreck durchzuckte ihn. Es wurde auf einen Augenblick ein schöner Arm sicht-

bar. Aber weiter nichts! Alles fernere Spähen blieb vergebens.

Doch auch in *seinem* Zimmer stand ein Instrument. Er öffnete es; es war in Wien gearbeitet und hatte einen angenehmen Ton. Er fand in den Mitteltönen Schmelz, in dem hohen Silber und nur im Basse einige Mattheit. Einigen verstimmten Tönen half er eiligst durch einen daliegenden Stimmhammer.

Und nun begann er ebenso wie dort in g – dur aber kräftiger und männlicher, ließ einige kühner auf einander folgende Strepitoso's rauschen, harpeggirte in c – moll, aber schneller hinereinander und mit mehr Leidenschaft, ging ebenfalls durch den Septimenakkord in das Dussecksche Esdurconcert, nahm dieselben schönen Stellen heraus und durchwebte sie mit aus der tiefsten Seele kommenden sehnsüchtigen dem Charakter dieses gemüthlichsten aller Concerte ganz entsprechenden Zwischenphantasien, und so folgte er genau dem Gange des gehörten Spiels weiter, indem er nur am Selbsteingeschalteten noch mehr Innigkeit und seligen Schmerz einzuhauchen sich bestrebte. Sein ganzes Innere war in Bewegung gewesen, die höchste Begierde riß ihn fort, er fühlte selbst, daß er dießmal meisterhaft gespielt hatte.

Kaum wagte er sich an's Fenster; denn dieß kam ihm so heraus, als wolle er sich nun zeigen. Indeß seine gehabte Absicht gebot, es dennoch zu thun, und zwar ohne Verzug. So blickte er denn hinaus, und im Hause drüben – wen sah er? Ja bei Gott, es war Adelheid! Ihr Blick traf ihn – sie war unaussprechlich schön. Alle seine Pulse klopfen vor süßer, unbeschreiblicher Zeberraschung. Adelheid also seine Nachbarin? Nein, das war zu viel! Das konnte er noch gar nicht fassen! Sein Entschluß, an sie nicht mehr zu denken, war in diesem Augenblicke todt. Wie durch einen Blitzstrahl war die ganze Gluth seines Herzens wieder entzündet.

Gern hätte er sie begrüßt; aber hier in der Stadt wagte er es nicht, die bloße flüchtige Reisebekanntschaft auf diese Weise zu erneuern.

Jetzt schien ihr Auge auf ihn zu ruhen; es war ihm, als ob sie lächelte, als ob sie sich seiner Näher erfreute! Liebe glaubt ja so leicht und so schnell an Gegenempfindungen. Er wendete sich ganz gegen sie hin und senkte nach und nach sein Haupt als Zeichen seiner Verehrung, doch so, daß dieser Akt zwischen Bedeutung und Bedeutungslosigkeit, zwischen Absicht und Zufall mitten inne schweben blieb. Langsam hob er sich wieder und sah nach Adelheid; auch sie schien sich, wenn auch nur

ganz unmerklich, und wie mit halbzufälliger Bewegung gegen ihn zu verneigen, worauf sie aus dem Fenster verschwand.

Theodor war außer sich, seine Wonne fand keine Grenzen; er war ein Gott. Nach einem Weilchen sah er sie mit der Schwester und Mutter in den unten stehenden Wagen steigen, und davonfahren. Er bemerkte sie heute nicht wieder. Doch trunken von Seligkeit brachte er den Tag dahin. Der Onkel und alle, mit denen er zusammentraf, wußten sich sein überheiteres Wesen nicht zu erklären.

Schon in den nächsten Tagen machte er neue Fortschritte. Ganze Stunden lag er am Fenster; sie blickte öfter empor und immer öfter; sie sah ihn an und sah ihn länger an und immer länger; er berührte dann zuweilen den Mund, und auch sie bewegte einen Faden netzend zuweilen die Hände nach den Lippen in demselben Augenblicke; er murmelte oft Stellen aus Dichtern vor sich hin, ließ den Blick dabei nach ihr streifen, und webte auch hier wie in den musikalischen Phantasien sentimentale Jetermezzo's ein, wofür sie ihm in der Unterhaltung mit der Schwester oder Freundinnen durch lächelnde Blicke vergalt, die halb ihm zugemessen schienen. Und so schwebte sich diese Fensterliebe fort und fort vom Tag bis in die Nacht, wo er ihren musikalischen Phantasien auf seinem Flügel mit aller Gluth einer liebenden Seele antwortete.

Das Schrecklichste war es immer für ihn, wenn der Woche der Freiheit die verhaßte Woche der Buchhändlergeschäfte folgte, und selig fühlte er sich, wenn Sonntags die erstere wieder beginnen durfte.

Die Hoffnung, der reizenden Nachbarin auf gewöhnlichem Wege näher treten zu dürfen, mußte er leider ganz aufgeben, da sein Onkel den alten *Berger*, mit dem er mehrmals Streitigkeiten gehabt, durchaus nicht leiden konnte. Er nannte eines Abends die ganze Familie vornehmthuendes, stolzes, auf ihr Geld eingebildetes Volk, eine Menschensorte, die er hasse, nach denen er nichts frage, und mit denen er nichts zu schaffen haben möge. Ja, er warnte Theodor, nicht etwa den kokettirenden Töchtern ein Auge zu gönnen, und am allerwenigsten der auf ihre Schönheit eingebildeten Adelheid, die ohnehin mit einem Baron von *Hasling* versprochen sein sollte. Dem Stolze setze man immer am besten doppelten Stolz entgegen.

Das waren für Theodor sehr verstimmende Mittheilungen. Dazu kam, die Herbstabende wurden jetzt kälter und kälter, es fanden sich

schneidende Nordwinde ein, und der Rapport mit dem Clavierspiel mußte dabei aufhören. Düster und trüb schaute Theodor an dem nach dem Gespräch mit seinem Onkel folgenden Tage nach Adelheid hinüber; sie war so heiter, freundlich, gütig und liebenswürdig; ihr seelenvolles Auge, ihr unbefangenes, holdes Wesen schien gar nicht mit dem zusammen zu stimmen, was Theodor's Onkel behauptete. Kurz Theodor erlaubte sich zu zweifeln; und auch sein warnender Freund Sommer, der alle Geheimnisse Theodor's erfuhr, vermochte nicht, diesen in seiner Ueberzeugung zu erschüttern.

Theodor fühlte eine immer höher steigende Sehnsucht, sich Adelheid einmal zu nähern und die zu sprechen; jedoch nahm er sich sorgfältig in Acht, den Onkel nur das Geringste von seinen geheimen Empfindungen und verstohlenen Fensteroperationen merken zu lassen. Vielmehr zwang er sich, besonders in den Geschäftswochen, durch Fleiß seinen Anforderungen stets auf das vollkommenste zu genügen, zu großer Freude des Onkels, der, entzückt über die raschen Fortschritte seines Neffen, diesen jetzt immer lieber gewann, und schon im Geiste in kommenden günstigen Zeiten den alten Glanz der Buchhandlung durch ihn wieder hergestellt sah.

„Ich kann Dir sagen, lieber Theodor,“ hob er eines Tages an, „daß Du mir von Tage zu Tage werther wirst. Deine Gewandtheit, mit der Du Dich so schnell und glücklich in Alles findest, Dein Ernst um die Sache, Deine vielfältige dem Betrieb des Geschäfts zu statten kommende Kenntniß, Deine unermüdete Thätigkeit selbst in den Arbeiten, die Deinen Geist unmöglich befriedigen können, - das Alles, lieber Theodor, schätze ich an Dir, und wenn du auch bei meinem einsamen Alter öfters auf eine Grille oder Laune triffst, so wirst Du doch gestehen müssen, daß ich in sorgen – und verdrußfreien Tagen Dir alle Liebe beweise, deren Du mir würdig scheinst. Doch Du sollst Dich nicht übermäßig angreifen; bei Deiner leichten Fassungskraft und reichen Vorkenntniß wirst Du spielend mit dem Gange des Geschäfts vertraut werden. Also mach' Dir öfters ein Vergnügen! Besuche an den langen Winterabenden, die ich aus Gewohnheit am liebsten in meiner Ruhe zu

Hause zubringe, auch mitunter einen Ball. Es gibt hier hübsche Mädchen, und wenn Du mir eine in's Haus brächtest, die dem alten Manne die ihn öfters berührenden Wirthschaftssorgen abnähme und ihn ein wenig hätschelte, so wollte mich dieß recht sehr erfreuen. Du hast eine große Auswahl und kannst auch recht gut eine Bemittelte bekommen, worauf auszugehen, Du klug handeln würdest. Doch auch eine Unvermögende, wenn sie sonst liebenswürdig ist und Achtung verdient, weise ich nicht zurück; wende Dich, zu welcher Du Neigung fühlst; die Einzigen, die ich Dir unwiderruflich verbiete, sind *Bergers* Töchter! An Allen magst Du Dein Glück versuchen; nur diese laß mir aus dem Spiele!

So erheiternd für Theodor dies Aeüßerungen seines Onkels waren, so schmerzlich trafen ihn die letzten Worte. Indeß hoffte er von der außerordentlichen Lenkbarkeit und Güte seines Onkels in glücklichen Stunden, und nahm scheinbar vor der Hand alles ihm Ausgesprochene mit Dank und Frohsinn auf.

In der Gunst eines strengen und eigensinnigen Mannes muß man sich erst sehr festsetzen, ehe man so weit kommt, sich Extravaganzen erlauben zu dürfen, die zu seiner Art und zu seinem Wesen nicht stimmen. Mit einem Liebling jedoch nimmt es auch der Grilligste am Ende nicht mehr so genau.

Von dieser Ansicht war Theodor ausgegangen, und glücklich hatte er seinen Zweck erreicht. Was des Onkels Freude vermehrte, er hatte einige Kleinigkeiten geschrieben, die man suchte und kaufte, weshalb er Theodor zu größern Werken ermunterte.

Immer blieb dieser thätig. Seine einzigen Zerstreungen waren Theater und Concert, wo er an den Blicken Adelheid's hing und selig war; sonst fand ihn der Onkel selbst in den Freiheitswochen für einen jungen Mann fast häuslich, was freilich seine verborgene Ursache hatte.

Indem er jetzt aus seinem Zimmer Adelheid fast von früh bis Abends sitzen sehen konnte. Leider gedeihen bloße Fensterliebschaften meistens nur bis auf einen gewissen Grad, auf dem sie dann verharren. So blieb es auch zwischen Adelheid und Theodor bei dem ungenügenden und zu nichts führenden, gegenseitigen bedeutungslosen Andeutungen, die sogar die Gewohnheit abzunutzen drohte, bis eines Tages die Sache eine neue Wendung gewann.

Längst hatte Theodor mit Ungeduld einen großen Ball herbeigesehnt,

um dort mit Adelheid zusammenzutreffen. Der Tag war gekommen; mit Schmerzen hoffte Theodor auf den Abend. Er war nicht fähig; etwas zu arbeiten, sondern sah immer nach Adelheid's Fenster, wodurch sich sein Verlangen desto heftiger entzündete. Er traf zeitig zu dem Balle ein. Adelheid war noch nicht da. Ach, wenn sie nicht käme! Dieser Gedanke lag ihm schwer auf der Seele. Er fühlte keine Lust zu dem Tanze. Es verging eine Stunde und – noch eine – sie erschien nicht. Die tiefste Melancholie überfiel ihn – er wollte sie mit Wein vertreiben, aber auch dieser vermochte nicht, sie zu besiegen; öfters drohten ihm die Thränen aus den Augen zu brechen.

Doch jetzt, als er in Unmuth versunken dastand, und schon längst an Adelheid's Erscheinen verzweifelt hatte, sah er auf einmal, wie sie am Arm eines ihm Unbekannten im Tanze begriffen war. Nun fühlte er sich auf einmal wie neugeboren; alle geistige Verstimmung war im Moment dahin, und verwandelte sich in unaussprechliche Wonne.

Er bemerkte, wie sie bei dem Ausruhen und selbst im Gespräch mit ihrem Tänzer ihm herrliche Blicke gönnte und prophezeigte sich daraus den seligsten Abend. Bei seinem vielen Zuhausesein hatte ihm nie ein günstiger Zufall das Glück verschafft, ihr einmal auf der Straße oder Promenade zu begegnen – und im Fenster sah er sie nur entfernt und unvollkommen. Er hatte von der Reise her, keine klare Vorstellung mehr von ihr; und erst jetzt trat ihm ihr himmlischer Wuchs, ihre reizende Fülle, und ihre ganze Göttergestalt in ihrer alles überstrahlenden Erhabenheit und Schönheit mit hinreißender Allgewalt wie neu entgegen. Und ihr Auge! Ein ganzer Himmel ruhte darin, und spiegelte sich bald in dem Sonnenglanz brennenden Verlangens, bald in dem Mondschein träumerisch – wehmüthiger Sehnsucht.

Der Contretanz war aus, und Theodor wollte sie so eben engagiren – als – ihm wider alles Erwarten! sein Onkel auf die Schulter klopfte.

„Du wirst Dich wundern, lieber Neffe,“ hob dieser an, „mich noch hier zu sehen; aber nur ein Zufall führt mich her; ich muß durchaus einiges dringend Nöthige noch vor Abgang der morgenden Frühpost mit dem Hofrath B. - besprechen, von dessen Hause ich hieher verwiesen wurde. Nebenbei soll mir's Freude machen, ein Stündchen zuzusehen, wie Du Dich vergnügtst!“

Theodor war in Verzweiflung; er suchte sich angenehm überrascht zu stellen, und da ihn sein Onkel zum Tanz anfeuerte, wandte er sich halb

mechanisch an die erste Beste, die ihm ins Auge fiel. Es war ein Fräulein von *Bernau*, ein etwas zartes, ätherisches und empfindsames, doch höchst liebenswürdiges Kind. Sie tanzte vortrefflich und war als ein gemüthliches und geistreiches Wesen bekannt, mit dem man sich sehr angenehm unterhalten konnte. Jedoch an Theodor fand sie einen sehr langweiligen Patron; dieser war nicht im Stande ein Wort zu sprechen, oder eine freundliche Miene zu machen. Gedankenlos und ohne allen Genuß tanzte er mit ihr ungewöhnlich schwerfällig und steif den Walzer zu Ende.

„Aber, lieber Theodor,“ hob sein Onkel an, „was bist Du denn für ein Mensch, daß Du das herrlichste Mädchen mit einem beinah verdrießlichen Gesichte an dem Arme haben kannst? Warum sprichst Du denn kein Wort? Fehlt Dir's etwa an Courage? Tausendnochmal, Du mußt Dir Muth anschaffen, wenn Du etwas erobern willst!“

Es war schrecklich für Theodor; hier die Gluth nach Adelheid, und hier bei der Gegenwart seines Onkels die Nothwendigkeit, andere Tänzerinnen zu wählen! Denn zu pausiren, und sich vor seinem Onkel pflegematisch zu zeigen, dazu konnte er sich auch nicht entschließen.

Er warf bei Beginn des nächsten Tanzes einen sehnstüchtigen Blick auf Adelheid, deren Auge ihn zu erwarten schien, wandte sich aber an die Tochter des Senator *Lüdemann*, ein munteres, ausgelassenes Ding, die gern spottete und scherzte. Er redete ihr in seiner tollen Stimmung ziemlich verwirrtes und lächerliches Zeug's vor, und gab ihr so die reichste Veranlassung, ihren Humor an ihm spielen zu lassen.

„So gefällst Du mir besser!“ sagte nach beendigtem Tanz sein Onkel! „Es macht mir Vergnügen, wenn ich bei solchen Gelegenheiten junge Leute hübsch munter sehe. Fahre nur so fort; an Blödigkeit haben die Frauenzimmer wenig Gefallen!“

Es trat eine große Pause ein. Der Onkel, in ungewohnt froher Laune, weit entfernt aufzubrechen, äußerte jetzt im Gespräch mit mehreren Freunden, er habe sich lange nicht so vergnügt gefühlt und empfinde Lust noch hier zu bleiben. Theodor konnte nicht ablehnen, seiner Einladung zur Tafel zu folgen, wodurch ihm wieder in der Gesellschaft von Bekannten und mehreren Damen eine köstliche Stunde verloren ging.

Nun erst brach der Onkel auf, Theodor noch recht viel Vergnügen wünschend. Jetzt aber war keine Macht der Erde vermögend, ihn länger von Adelheid entfernt zu halten. Neu von Champagner belebt flog er ihr

zu, und endlich hing sie an seinem Arm.

„Himmlische Adelheid, flüsterte er ihr zu, „diese unaussprechliche Sehnsucht nach einem Tanze mit Ihnen – und Ihnen doch fern zu bleiben! - es wird Ihnen räthselhaft klingen – o ich bin fast gestorben! Was müssen Sie denken, himmlische Nachbarin, der meine Verehrung auszusprechen mich selig macht, Sie Herrliche, nach der ich so lange strebte, ach, vergebens strebte!“

So floß etwas frei sein Herz im Rausche über – aber Adelheid's Blicke sagten ihm ja, daß er so sprechen durfte. Sie selbst war erhitzt – Kühnheit macht oft auf Mädchen Eindruck – der Nachbar war Adelheid als ein schöner, junger, an ihren Blicken hangender Mann längst angenehm gewesen – ja sie liebte ihn schon ein wenig. Insofern nahm sie seine Huldigungen mit der holdseligen um Mund und Augen schwebenden Güte auf, deren Zauber den warmen Theodor nur noch mehr hinriß zu überströmender Gluth.

Der herrliche Rutscher, das Wirbeln, wo sich die ganze Welt mit ihnen drehte, ließ Beide den gewöhnlichen conventionellen Zwang vergessen – und besonders Theodor drang es nach so langer Zurückhaltung unwiderstehlich, sein Herz überströmen zu lassen.

Der Tanz giebt einen süßen Vorgeschmack von dem Glücke, ein holdes Wesen ganz sein zu nennen – man hat es ja – man besitzt es – wenn auch nur für flüchtige Momente.

Auch Theodor schwelgte in diesem seligen Wahn, und schwur sich im Stillen, daß Adelheid Die Seine werden *müsse*.

Geschmiegt an ihre göttlichen Formen, angestrahlt von ihrem Feuerblick und angeweht von ihrem Himmelsathem, - und dabei ihr Auge, der innige Ton ihrer musikalischen Sprache, ihre grenzenlose Freundlichkeit – o er war kein Mensch mehr – er schwebte verzückt in Regionen eines höhern Daseins.

Er erinnerte Adelheid an den *Malchenberg*, und sie ihn an *Rousseau*; sie fragte ihn, „wo es ihm besser gefiele, ob auf jenem Berge, oder hier?“

„Ach, hier ist's schöner, tausend tausendmal!“ rief er aus. Sie sprachen von Musik, und dieser Stoff führte ihre Seelen, deren Verwandtschaft sich hier am deutlichsten zeigte, noch inniger zusammen.

„Sie Schelm,“ sagte sie lächelnd, „Sie spielen mir meine Phantasieen nach, sie variiren meine Thema's, und machen mit Ihren genialen Erfindungen eine Pianistin zu nichte, die schon die Eitelkeit hegte, sich

eine kleine Meisterin im Phantasiren nennen zu dürfen.“

„Eifere ich Ihnen nicht ganz unglücklich nach,“ erwiderte Theodor, „wem verdanke ich es als Ihnen? Erst seit ich Sie gesehen, kann ich ein wenig spielen, erst seitdem verstehe ich es Matthissons und Beethovens *Adelaide* zu singen!“

(Dieses Lied hatte Adelheid nämlich des Abends oft von Theodor gehört.)

Und so ging die Unterhaltung fort, immer zarter, wärmer und inniger. Theodor tanzte mit Adelheid's Schwester, Caroline, den folgenden, und dann noch einmal mit ihr. Adelheid's Busen hob sich von noch nie gefühlten Empfindungen, Theodor's Gestalt, Bildung und Reden erwärmte mehr und mehr ihr Herz; sie hatte in der großen Welt und in der Sphäre der Kaufmannschaft manchen jungen Mann gesehen, der die Gabe besaß, einzunehmen, aber noch keinen, wie Theodor. Sie fühlte sich unaussprechlich glücklich; fast willenlos und ihrer nicht mächtig, schmiegte sie sich an den Seligen und erwiderte seine erst leisen, und dann immer stärkern und stärkern Händedrucke mit gleicher Steigerung. Und als sie Theodor in einem der zärtlichsten Augenblicke um eine heimliche Zusammenkunft bat – ob sich gleich etwas in ihr dagegen auflehnte, so konnte sie doch nicht nein sagen. Auf wiederholtes Bitten und Schmeicheln versprach sie, Theodor zum nächsten Freitag Abends gegen 6 Uhr draußen vor der Stadt an einer von ihm bezeichneten Stelle des Mainufers zu finden. Es war gut, daß sie dieß bestimmt hatte, denn so eben schloß der Tanz, und Theodor erhielt die von hundert Seiten bestürmte Adelheid – heute nicht wieder. Noch mancher süßer Blick wurde ihm von ihr aus der Ferne; aber die Gäste verloren sich mehr und mehr – und auf einmal brach auch sie mit Mutter und Schwester auf. Theodor tanzte mit einer Andern einen Rutscher, in dem er so eben begriffen war, durch, und ging mit so viel goldnen Sternen im Kopfe als ihrer am Himmel standen, nach Hause.

Gedankenvoll und träumerisch saß Adelheid am nächsten Tage im Fenster; bald begann sie zu sticken, bald nahm sie ein Buch vor; aber es wollte ihr keine Beschäftigung behagen. Ihre Seele war ganz von dem gestrigen Abende erfüllt, und vor Allem von Theodor, von dem sie fast

die ganze Nacht geträumt hatte, und dessen Bild sich ihre Phantasie unablässig vormalte. Gleich allen schönen Mädchen hatte es ihr bisher manchmal eine angenehme Befriedigung gewährt, durch kleine Koketterien ein Herz für Momente zu fesseln; aber ihr Inneres war dabei immer kalt geblieben. Ihre Stellung, ihr Vermögen, ihre Schönheit berechtigten sie zu den höchsten Ansprüchen, und sie wußte die Masse der sich nach ihr drängenden Bewunderer nicht anders von sich abzuhalten, als durch ein oft sehr kühles Wesen, welches dann von den unglücklich Schmachttenden als Herzlosigkeit verschrieen wurde.

Es ist aber ein Irrthum, wenn man so unbedingt annimmt, den meisten Schönen in großen Städten mangle es an Gemüth, in welchen Wahn man leicht geräth, wenn man in der Gluth des Herzens die eben in größern Städten herrschende größere gegenseitige Fremdheit und Zurückhaltenheit vergißt, und es den Leuten zumuthet, sogleich ihr Inneres zu entschleiern. Sogar die *meisten* Mädchen sind nicht ohne Gemüth, und wo dieses schlummert, ja selbst, wo es ganz wegkokettirt zu sein scheint, kann *der* es wecken und wiederbeleben, der es nur selbst besitzt.

Adelheid fühlte zum erstenmal die Regungen einer Neigung, deren Gluth ihr bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Zwar wollte sie ihr Stolz tadeln wegen der Güte, die sie in der gestrigen Ueberwallung dem unbedeutenden Theodor erwiesen hatte; sie machte sich ernstliche Vorwürfe, auf das Rendezvous eingegangen zu sein und beschloß, ihr Versprechen nicht zu halten; sie sah das feindliche Verhältniß zwischen Theodor's Onkel und ihrem Vater noch hinzukommen, um den Gedanken an Theodor völlig zu ersticken; und doch – und doch – alle diese Ueberlegungen und Entschließungen hatten keine Kraft, und zerflogen, wenn die Erinnerung von gestern wieder hervortrat, wie Nebel vor der Sonne. Sie mußte sich endlich doch eingestehen, daß sie Theodor liebte, daß sie ihn liebte mit aller Stärke eines zum erstenmal von dieser Leidenschaft entflammten Herzens.

Wenden wir uns jetzt zu Theodor. Eine unendliche Weichheit, Wärme und stille selige Wonne herrschte an den nächsten Tagen in seiner Seele. Er hatte nur einen Gedanken, und dieser war Adelheid. Alle trockne Arbeit ekelte ihn an; er mochte nur dichten, musiciren, nach Adelheid sehen und dabei brüten und träumen. Und wenn sie freundlich herüberschaute, kaum konnte er sich halten; er hätte hinüberfliegen und

ihr an die Brust stürzen mögen; es war ihm fürchterlich, nur einen Tag getrennt von ihr zu verleben.

Doch die Hoffnung beseligte ihn, die süße Hoffnung, die ihn schwindeln machte, Adelheid allein zu sprechen. Nach einigen Tagen des Harrens und Sehns, die ihm zu einer Ewigkeit wurden, erschien endlich der bestimmte Abend.

Schon eine Stunde früher machte sich Theodor auf nach der bezeichneten Stelle am Mainufer. Adelheid kam pünktlich, und schon ihr Eintreffen berechtigte ihn, nun dem Herzen keine Fesseln mehr anzulegen. Er sprach sein grenzenloses Entzücken aus, er faßte ihren Arm, und wandelte in der für die Jahreszeit – es war schon November – ungewöhnlich – lauen Mondscheinnacht an den Ufern des glanzumspielten Flusses mit ihr dahin. Tausendmal versicherte er ihr seine glühendste Liebe, von unwiderstehlicher Gewalt dahingerissen schmiegt sie sich zärtlicher und zärtlicher an einander, und jetzt – jetzt preßte er sie zum erstenmale an sich und sog einen langen Flammenkuß von ihren Lippen. Wir wollen nicht weiter aus malen, wie sie den schönen Abend genossen; wir bemerken nur, daß sie ziemlich spät erst wieder nach der Stadt zurückkehrten, und daß eine baldigste zweite Zusammenkunft verabredet worden war.

Von beiden Seiten entflammte sich die Leidenschaft immer heftiger; das Bedürfnis, einander zu sehen, wurde immer stärker, und so war für den Fall, daß sich nichts vorher bestimmen ließ, an zwei Tagen der Woche eine Abendstunde festgesetzt, wo sie außerhalb der Stadt zusammentrafen. Adelheid wußte sich dann unter irgend einem Vorwande aus dem Hause zu stehlen, und obwohl dieß der sehr strengen Mutter schon einigemal aufgefallen war, so glaubte sie doch, daß ihre Tochter nichts unternahme, als einer ihrer Freundinnen einen Besuch zu machen.

Das Jahr hatte noch gar nichts Winterliches. Die Felder ergrünt, als wolle es Frühling werden; der Himmel war gewöhnlich heiter, und bei mitunter statt findender wechselnder Düsterheit wehte doch keine rauhe Luft. Dieß begünstigte die Spaziergänge der Liebenden, die mit einander unaussprechlich selig waren, ob sie gleich zu ihrer Vereinigung keine Hoffnung fassen durften. Denn allerdings war Adelheid's Vermählung mit dem jetzt nach Paris gereisten Baron von *Hasling* bei Adelheid's Eltern eine längst ausgemachte Sache. Adelheid hatte zwar unverhohlen ihre Abscheu vor einem Manne ausgesprochen, der sich

bereits in seinem dreißigsten Jahre zum Greise gelebt, und der außer seinem alten Adel und ungeheuern Vermögen nichts besaß, was einem Mädchen, und zumal einem so schönen Mädchen wie Adelheid nur das geringste Interesse hätte abgewinnen können. Aber des Vaters Ehr- und Geldsucht, und der Mutter Eitelkeit betrachteten diese Parthie als zu sehr ihren Erwartungen und Entwürfen gemäß, als daß sie Adelheid nur eine Ueberlegung vergönnt hätten.

Alle Einwendungen Adelheid's wurden von ihnen mit Heftigkeit zurückgewiesen; ja sie äußerten mehrmals, daß die Vermählung mit *Hasling* sogleich nach dessen Zurückkunft von Paris gefeiert werden solle. Das machte Adelheid oft sehr trübe Stunden. Denn fürchterlich ist es einem Mädchen, sich in der Blüthe der Schönheit einem hassenswürdigen Wüstling opfern zu müssen. Sie rang mit sich selbst, ob sie sich auch dießmal in den Willen ihrer herzlosen Eltern ergeben solle; sie suchte auf die pietistische Mutter durch religiöse Gründe einzuwirken; aber diese ergriff dann gerade dieselben Waffen gegen ihre Tochter, und ergoß sich in weitläufige Erläuterungen des vierten Gebotes. Wohl schwankte Adelheid zuweilen; auf der einen Seite erschien ihr der kindliche Gehorsam als heilige unverletzliche Pflicht; auf der andern sehnte sie sich, mit dem Manne vereinigt zu werden, der sie so wahrhaft, so glühend liebte, und den auch sie lieben mußte, um so mehr da er ihr durch seine Bildung des Geistes und Herzens zugleich Verehrung abnöthigte. Dort sah sie nur eine lästige, conventionelle Form, hier beglückende Zärtlichkeit, dort Rang und Geld ohne innere Befriedigung, hier eine unerschöpfliche Quelle von dauernden Freuden, dort Glanz und Pracht ohne ein Herz, hier eine ganz in ihr lebende und webende, edle, warme, mit ihr harmonirende Seele. Es war ihr wenigstens lieb, daß *Hasling* nach einem Briefe erst in dem nächsten Frühjahr zurückkommen wollte, sie hoffte in dieser Zeit, die Eltern doch vielleicht nach und nach umzustimmen.

Theodor freute sich seines geheimen Glück's, das nun aber leider der allgemach hereinbrechende Winter zu stören drohte. Immer arbeitete er eifrig in seinem Berufe fort, und zwar jedesmal mit neuer Lust, wenn er seine grenzenlos geliebte Adelheid gesprochen hatte. Die Tage, wo er sie nicht sehen konnte, wurden ihm freilich mitunter lang; aber er bezwang seine Sehnsucht durch kräftige Entschlüsse, die er auch unermüdet und fest ausführte, da ihn ja Thätigkeit am sichersten dem

ersehten Ziele näher leitete. Der Onkel bemerkte Theodor's vortheilhaften Einfluß auf das Geschäft; es wurden weniger aber nur gute Bücher verlegt; Theodor, dem der Onkel die Ansicht der Manuscripte übertragen, wies entschieden alles Werthlose oder keinen Ertrag Versprechende zurück, wodurch das Geschäft nicht nur in seinem bisherigen Sinken aufgehhalten, sondern, wenn auch wegen der schlechten Zeiten nur allmählig doch sicher gehoben wurde.

Eines Tages war nun tiefer Schnee gefallen. Adelheid, die ihre Liebe zu Theodor auf das Sorgsamste zu verbergen genöthigt war und eine dritte Person aus mehreren Gründen nicht in das Spiel ziehen mochte, hatte Theodor vorausgesagt, daß im Winter ihr Zusammentreffen nur dem Zufall überlassen bleiben müsse. Und so vergingen jetzt vierzehn Tage, in denen er sie nicht sprach, in denen er sie nur einigemal im Theater aus der Ferne sah, deren jeder sich ihm zu einer unerfreulichen, ja unerträglichen Ewigkeit ausdehnte. Manchmal hoffte er, ihr des Abends zu begegnen, aber gewöhnlich war sie dann gebunden durch Besuche, die sie hatte, oder die sie in Gesellschaft ihrer Mutter und Schwester machen mußte.

Das gänzliche Getrenntsein von Adelheid erzeugte in seiner Seele eine Schwermuth, deren er nicht mehr Meister zu werden vermochte. Seine Unlust, seine träumerische Zerstreung nahm täglich überhand. Sein Onkel wunderte sich anfangs nur im Stillen, indem er diese Veränderung bemerkte; da sie aber anfing Fahrlässigkeiten und allerlei Versehen nach sich zu ziehen, so konnte er am Ende nicht umhin, den Neffen einmal auszuforschen.

Schon längst hatte sich Theodor oft den größten Zwang anthun müssen, um über den trocknen Geschäftssachen nicht ungeduldig zu werden. Seine Liebe zu Adelheid hatte den Hang zur Poesie und Musik lebhafter als je hervorgerufen, ja das innerste Heiligthum der Kunst schien sich ihm erst jetzt zu erschließen, da ihm das Ideal der Schönheit, das er bisher als ein leeres Traumbild im Busen getragen, nun in der Wirklichkeit lebend entgegengetreten war. Sein Geist hatte einen ganz andern Schwung genommen, es war ihm eine neue innere Welt aufgegangen, in deren Morgenroth und Sonnenglanz auch die äußere verklärt sich spiegelte; er fand sich weicher für alle Eindrücke, lebendiger in allen Auffassungen, er fühlte alles wärmer und inniger, es entzückte ihn alles Schöne doppelt. Durch das Eintreten Adelheid's in sein Leben war ihm

sein ausschließlicher Beruf für die Kunst klar geworden. Tausend Werke lebten in seinem Geiste; nur fehlte ihm jetzt die Ruhe, ihnen Form und Dasein zu geben. Er hatte zu nichts mehr Neigung als zu jenem poetischen Sinnen und Brüten, das Ungeweihte mit Müßiggang verwechseln, aus dem aber oft das Herrlichste und Größte still sich bildet.

Theodor deutete seinem Onkel dieß an, ohne ihn jedoch die eigentlich unmittelbare Ursache seiner Verstimmung ahnen zu lassen. Dieser schlug ihm darauf vor, das Geschäft auf eine Zeitlang ganz zu quittiren, und seine Kraft ungestört auf eine größere poetische Schöpfung zu wenden. Dieß war Theodor lieb, obgleich er sich bei seiner innern Unstätigkeit jetzt nicht zu einem bedeutendern Ganzen zusammenzuraffen fähig fühlte; er gewann doch wenigstens Muße, sich selbst völlig nachzuhängen. Endlich war er einmal eines Abends so glücklich, Adelheid allein zu begegnen. Mit grenzenloser Freude begrüßten sich nach so langer Zeit vergeblicher Sehnsucht die Liebenden. Sie hatten sich tausenderlei zu erzählen und zu fragen. Theodor beschwor Adelheid, ihm, wenn auch nur seltener, eine Zusammenkunft zu gewähren, denn er könne die Trennung von ihr nicht ertragen; Adelheid weinte, sie drückte ihm, als er ihr Härte vorwarf, begütigend die Hand, und küßte ihn, aber – fest beharrte sie in ihrem Entschluß; theils ihr Zartgefühl, theils Gefahr der Entdeckung hielt sie ab, dem Zuge ihres Herzens zu folgen und nachzugeben. Sie tröstete den verzweifelten Theodor auf den Frühling, wo es vermieden wurde, sich auf den Straßen der Stadt umhertreiben oder Jemand zum Mitwisser des Geheimnisses machen zu müssen.

Unsäglich lang dehnte sich für Theodor der Winter aus. Seltsamer Weise hatte es sich gefügt, daß sein Freund Sommer mit dem Gesandten und dessen Familie öfters in dem Bergerschen Hause war. Dieser mußte ihm jedesmal von Adelheid erzählen; es tröstete ihn zugleich auf diese Art etwas von ihr zu hören, und zugleich beneidete er seinen Freund, der bei einem anderweitigen Liebesverhältnisse dieses Glück gar nicht zu schätzen wußte.

Selige Stunden genoß Theodor auf einigen Bällen, wo er mit Adelheid tanzte, jedoch nur sparsam, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Auf dem letzten derselben ergab sich aus ihrem Gespräch, daß sie am folgenden Abend ganz allein sein werde. Begierig faßte Theodor dieß auf, und

fragte sie, ob sie wohl erschrecken würde, wenn er sie auf ein Weilchen besuchte. Adelheid bat ihn um Gotteswillen, dieß nicht zu thun, aber:

Als sie am nächsten Abend tiefsinnend und mit Sehnsucht Theodor's gedenkend allein im Zimmer saß, trat dieser ein. Groß war im ersten Momente ihre Bestürzung – doch sie verschwand bald vor der Liebe. Entzückt flog Theodor an ihre Brust, liebte sie mit allen nur ersinnlichen Schmeichelnamen und bedeckte sie mit tausend Küssen. Noch nie hatten die Liebenden mit einander die trauliche Einsamkeit des Zimmers genießen können; diese Ungestörtheit, die Nacht und der magische Lichtschimmer wirkte bezaubernd auf Beide ein. Der Tag nach einem Balle ist bei Liebenden immer ein Tag verzehnfachter Sehnsucht. Sie durchsprachen so eben, wie es doch vielleicht nicht ganz unmöglich sei, die Eltern zu gewinnen; Theodor bildete sich kühne Träume von dem Aufschwunge seines Geschäfts und baute, den Arm sanft auf ihre Achsel gelehnt, die flimmernsten Luftschlösser, als – auf einmal *Berger* eintrat.

Wir fühlen uns nicht fähig, sein grenzenloses Erstaunen, seine Entrüstung bei dem Anblick der Liebenden, seine unbezähmbar hervorbrechende Wuth zu schildern. In den ersten Augenblicken konnte er kein Wort hervorbringen. Dann aber ergoß er sich mit der ganzen Hitze eines cholерischen Menschen. An eine ruhige Vorstellung und Eröffnung von Seiten der Liebenden war nicht zu denken, und da er Theodor in den rücksichtslosesten Ausdrücken die Thüre wies, so blieb diesem nichts übrig, als dem Rasenden zu entfliehen.

Gern erzählten wir ausführlicher die Wendung unserer Liebesgeschichte, aber da uns die Beschränkung dieser Blätter nun Kürze gebietet, so wollen wir sie mehr in ihren Hauptresultaten bis an ihr Ende verfolgen.

Zu Hause angelangt brachte Theodor eine fürchterliche Nacht zu. Seine Träume von der Zukunft, seine Hoffnung, *Berger's* Sinn jemals zu wenden, war verschwunden, seit er den stolzen und heftigen Mann in dem Zustande der höchsten Aufregung gesehen, seit er Worte von ihm gehört hatte, die ihm jeden Gedanken an Adelheid für ewig verboten. An die Stelle der Hoffnung trat nun bei ihm die Hoffnungslosigkeit in ihrer ganzen fürchterlichen Gestalt, und er gedachte mit Schmerz an den gegen Sommer auf der Reise so leicht hingeworfenen sonderbaren Wunsch, auch einmal hoffnungslos und unglücklich zu lieben, der jetzt mit so düsterm Ernst erfüllt vor ihm stand. Alle frohe und selige mit

Adelheid verlebte Momente schnitten wie Schwerter durch seine Seele. Selbst Sommer, der einst Aehnliches empfunden, vermochte nicht ihn zu trösten. Gegen seinen Onkel blieb er trotz allen Fragen völlig verschlossen.

Auch Adelheid mußte viel leiden. Die Vorwürfe des harten Vaters, die Predigten der pietistischen Mutter, die kalte Ironie ihrer spöttischen, affektirten, gefühllosen Schwester, Alles vereinte sich, ihr Dasein unerträglich zu machen. Sie hatte sich einen vielleichtigen Erfolg davon versprochen, wenn sie ganz offen ihren Eltern das mit Theodor unterhaltene Liebesverhältniß auseinandersetzte; abei weit entfernt, auf diesem Wege und durch Bitten das Geringste auszurichten, brachte sie den Vater dadurch noch mehr in Wuth und die Mutter in heiligen Eifer.

Eine ungewohnte Blässe bleichte ihre Rosenwangen, ihr heiterer, leichter Sinn verwandelte sich in Dumpfheit, Schwermuth und Verschlossenheit; sie ergab sich endlich stumm und mit dem Anschein einer gewissen Gleichgültigkeit in den Beschluß der unbeweglichen Eltern. Der Frühling kam; er erfreute sie nicht. *Hasling* erschien, und bestürmte sie mit Zärtlichkeiten; sie litt ohne Widerstreben stumm das Unerträgliiche; denn sie hielt es für Pflicht, sich dem Willen der Eltern zu unterwerfen, um nicht ihren Fluch zu erndten.

Unsäglich sehnte sich Theodor, sie nur noch ein einzigesmal vor ihrer herannahenden Vermählung zu sprechen. In der stillen Hoffnung, daß sie vielleicht mit ihm *einen* Gedanken haben könne, ging er an den schönen Frühlingsabenden öfters nach der Stelle des Mainufers, wo er Adelheid im Herbste öfters gesehen hatte. Seine Seele verlor sich dort in süße, schmerzliche Erinnerungen; aber die Vergangenheit wollte nicht wieder zur Gegenwart werden; sie kam nicht! Alle die wohlbekanntnen Plätzchen, wo er mit Adelheid geweilt hatte, sahen ihn so still und traurig an, es war rings umher so öd' und todt; sie waren zwar noch dieselben, der Fluß strömte wie sonst dahin und der Mond spiegelte sich in ihm wie ehemals; die Hügel, die Erlen, die Gebüsche standen unverändert; nur seine Seele war die sonstige nicht mehr!

In dumpfem Schmerz und Unthätigkeit verbrachte er die Tage; seine geistige Kraft war gelähmt; es bildeten sich in ihm wunderliche Ideen über Menschen, Leben und Welt; es schien ihm Alles darauf angelegt, jedes wahrhafte Glück im Keime zu ersticken, und wenn er sich das so recht ausmalte, so bemächtigte sich ein kalter Hohn seiner Seele.

Die einzige, aber ach! Traurige Freude, die ihm geblieben war, Adelheid aus seinem Fenster zu sehen, wurde ihm auch nur seltener zu Theil, da sie gewöhnlich beobachtet wurde, und Theodor's Blicke nur mit größter Vorsicht verstohlen erwiedern konnte.

Doch jetzt auf einmal bemerkte er sie gar nicht mehr. Es vergingen drei, vier – acht Tage, da erschien wohl ihre Schwester Caroline wieder am Fenster, aber Adelheid, ach, Adelheid suchte er vergebens! Endlich eines Abends erhielt er Aufschluß. Als er an Bergers Hausthüre vorbeiging, folgte ihm ein Mädchen, die ihm einen Gruß von Adelheid brachte und ein Briefchen überreichte. Er hörte, daß Adelheid vor einigen Tagen auf dem nahen Landgute ihres Vaters ihre Vermählung mit dem Baron von *Hasling* gefeiert habe, und von dort mit ihm nach seinem bedeutendsten Rittergute K. - bei H. - abgereist sei. Seine Kniee wankten; die Thränen brachen ihm aus den Augen. Er war nicht vermögend, weitere Fragen zu thun, sondern drückte dem Mädchen ein Goldstück in die Hand und – eilte nach Hause. Hastig erbrach er den Brief. Er lautete: „Lebe wohl, mein Theodor! Ohne Abschied kann ich Dich nicht lassen. Vergiß ein Mädchen, deren ganzes Herz an Dir hing, die aber ein hartes Schicksal von Dir losriß für diese Welt! Glaube an ein Wiederfinden über den Sternen! Ich habe an Dich gedacht in jedem Augenblicke; ich habe um dich tausend Thränen geweint. Und ewig werde ich an Dich denken, ewig um Dich weinen! Doch ich trage mein Loos mit Ergebung; eine wunderbare Ahnung lispelt mir zu, daß die Stunde meiner Erlösung nicht fern ist. Lebe wohl, mein Ewiggeliebter! Tausend Küsse von Deiner Adelheid!“

Der Brief erschütterte Theodor in tiefster Seele. Doch er hatte das nun Gekommene längst geahnt und vorausgesehen; seine Thränen strömten auf den Brief, und es that ihm wohl, daß sie flossen. Es wurde ihm leichter um's Herz, da sie von ihm Abschied genommen, da sie ihm ihre ewige Liebe ausgesprochen hatte. Vor dem Onkel ließ sich seine innere Zerrüttung nicht mehr verbergen; ja Theodor selbst eröffnete jetzt in einer Stunde der schmerzlichen Ueberwallung dem väterlichen Freunde sein lang verborgen gehaltenes Geheimniß. Mit großer Theilnahme hörte dieser die Erzählung Theodor's. Zwar ärgerte er sich, doch sein Mitleid behielt die Oberhand.

„Hättest Du meine Warnung beherzigt, lieber Neffe,“ sagte er, „sieh, da lebst Du jetzt als der heiterste, glücklichste Mensch von der Welt. Ich

kannte ja diese Berger's lange; ich wußte ja, daß sie mit ihren Töchtern auf das Höchste hinausstrebten, und daß die mir gehässig gesinnten Leute nie die Verbindung Adelheid's mit Dir zugegeben haben würden. Es ist nicht gut, wenn man sich dem Auge seiner Eltern oder nächsten Verwandten verbirgt; sie sehen doch meistens richtiger und klarer, als der von der Leidenschaft geblendete Blick leicht hingerissener Jugend. Ich meinte es gut mit Dir. Ich will Dir auch jetzt keine Vorwürfe machen; denn Du dauerst mich! Eine Zerstreuung würde Dir jetzt am heilsamsten sein; ich würde Dir vorschlagen einige Wochen zu reisen. Andere Gegenden, andere Menschen, und die wiedererwachende Natur werden Deiner Seele am besten eine andere Richtung geben können.“

Theodor nahm den Vorschlag sehr gern an; er fühlte sich mächtig fortgetrieben aus der Nähe der Umgebungen, die betrübend auf ihn eindrangten. - Ein Gedanke schoß durch seine Seele, seine Reise über K. - zu richten.

Nach einigen Tagen brach er auf. Seinem Onkel sagte er bei dem Abschiede, er werde wohl ein wenig lange ausbleiben.

Es war heiteres Frühlingswetter; das Osterfest rückte heran. Sein Weg führte ihn über manche schöne Stadt und manche herrliche Aue; aber nirgends empfand er eine Neigung sich aufzuhalten und zu erheitern. Die neuergrünenden Felder, der warme Sonnenschein, das tausendstimmige Getriller der Lerchen, das ihn sonst entzückt hatte, die ganze schöne Natur, die sich liebend wie eine Freundin an seinen Busen schmiegen wollte – nichts machte ihn froh – Alles erzeugte in ihm nur eine um so tiefere Schwermuth.

Er hatte ziemlich weit bis K. - Und da Aufträge seines Onkels ihn doch in einigen Städten verzögerten, so langte er erst in der dritten Woche dort an. Es war dieß gerade am zweiten Osterfeiertage.

Er unternahm seine Wanderung nach dem in einer herrlichen Fluß- und Berggegend gelegenen Dorf zu Fuße. Das Osterfest machte jedesmal einen tiefen Eindruck auf seine Seele. Als an dem hellen Morgen die Glocken umher erklangen, da zogen durch seine Seele Erinnerungen an die lächelnde Kindheit, an seine längst im Grabe schlummernden Eltern, an seine so manchen vor ihm dahingegangenen Freunde, an sein ganzes früheres Leben mit allen entflohenen Freuden und trüben Stunden, und es wurde ihm so recht klar, wie alles Irdische so flüchtig vorüberrausche und wie der Mensch eigentlich einer höhern Welt angehöre. Gedanken

an Grab und Tod, an Gott und Unsterblichkeit hoben sein ganzes Wesen empor.

Ueber dem Dorfe thürmte sich ein hoher Berg gen Himmel; eine Allee von Linden zog sich mit der Straße fort; hier und da blitzte im Thal der spiegel des Flusses hervor. Er gedachte an *Zwingenberg* und an den *Melibokus*; beide Gegenden hatten eine wunderbare Aehnlichkeit. Nachdem er im Gasthofs etwas genossen, fühlte er einen Trieb, den hohen Berg zu besteigen. Der köstliche, helle Frühlingstag versprach eine herrliche aussicht.

Langsam wanderte er hinan und sarrte absichtlich währen des Gehens immer zu Boden, um den Totaleindruck erst oben mit einemmale zu empfangen. Da blitzte ihm auf einmal aus dem Kies des Fußbodens etwas Schimmerndes entgegen; er hob es auf, und wer schildert seine Ueberraschung; es war der Ring mit dem Namen *Theodor*, den er an einem Abende des vorigen Herbstes draußen am Main bei dem Schwur seiner ewigen Liebe *Adelheid* gegeben. *Adelheid* war also auf dem Berge gewesen; sie hatte vielleicht auch hier an den *Malchenberg* gedacht und sich *Theodor*'s erinnert; sie hatte vielleicht dabei den Ring öfters betrachtet und ihn, in schmerzliche Phantasien verloren, fallen lassen.

Er sah sich von Wald umgeben; erst in der Nähe des Gipfels hörten die Gesträuche und Bäume auf, den Blick zu hindern. Auf dem höchsten Punkte angelangt weidete sich *Theodor* nun erst an der wahrhaft himmlischen Aussicht und es täuschte ihn auf einige Augenblicke die Einbildung, als befinde er sich auf dem *Malchenberge*, welchem Wahn er sich hingab, weil ihn dabei selige Träume umspielten. Er gedachte an den Moment, wo er bei dem Umblicken *Adelheid* zum erstenmal gesehen, an die ersten Worte, die er mit ihr gesprochen, und an die unvergeßliche Stelle aus dem *Rousseau*: „zufrieden, daß man ist und *denkt!*“ „Guter *Rousseau*,“ rief er weinend aus, „es giebt Stunden, wo auch die himmlische Bergluft ein armes, gepreßtes Herz kaum erleichtert; ich habe eine solche Stunde! Ich bin nicht mehr zufrieden, daß ich *bin* und *denke!*“

Theodor suchte und fand immer mehr Aehnlichkeiten mit der Gegend bei *Zwingenberg*; auch eine Ruine sah von einem niedrigeren Gipfel traurig von *Epheu* überwachsen herüber. „Ach,“ rief er bei ihrem Anblick aus, „Alles ist Ruine! Der Mensch mit seinen einsinkenden Hoff-

nungen, mit seinen in Trümmer fallenden Entwürfen, mit seinem ganzen tollen Bruchstücksleben ist Ruine! Seine Jugend, seine Lust, seine Liebe, Alles, Alles ist Ruine!“

Schwermüthig setzte er sich auf eine von den oben befindlichen Rasenbänken nieder, wo ihm bei dem warmen Sonnenschein kühle Lüftchen wohlthätig um Haar und Wangen spielten. Sein Blick fiel auf das gerade unter ihm liegende Dorf, dem er sich heute früh mit klopfendem Herzen genähert hatte; jetzt aber betrachtete er es mit einer Art von seltsam-trüber Ahnung. Von der Wanderung und geistigen Erschöpfung ermattet schlummerte er endlich ein. Als er aufwachte und nach der Uhr sah, zeigte diese bereits die vierte Nachmittagsstunde. Die vielen in Kummer durchwachten Nächte mochten diesen ungewöhnlich langen Schlaf herbeigeführt haben. Es hatte ihm von Adelheid geträumt; sie war ihm erschienen von Rosenschimmer umflossen in einer überirdischen Verklärung; so war sie auf einer Wolke zu ihm herniedergeschwebt und hatte ihm gewinkt.

Hell blitzten die Fenster des Schlosses herauf, wo sie jetzt wohnte; Theodor eilte hinab, um sie vielleicht zu sehen. Er drehte sich lange an dem Schlosse und den daran stoßenden Gärten umher, aber Alles schien ihm so still und todt; an keinem Fenster bemerkte er ein menschliches Wesen. Ermattet kehrte er endlich in den Gasthof zurück, wo er sich durch eine Mahlzeit stärkte. Doch das Zimmer wurde ihm bald zu eng; er ging daher nochmals nach dem Rittergute. Es fiel ihm auf, in der heitern Mondnacht von einem ganz nahen andern Dorfe lustige Tanzmusik hell herüberklingen zu hören und in K. - alles so still zu finden. Doch dachte er darüber weiter nicht nach. An der Hecke des Gartens weilend hoffte er innerhalb desselben Adelheid an dem so unwiderstehlich herauslockenden Abend vielleicht einmal zu sehen, und ihr einen Gruß zuflüstern zu können. Aber kein Mensch zeigte sich; und in den Schloßfenstern bemerkte er wenig Licht.

Als sich ihm ein alter neugieriger Bauer näherte, fragte er diesen wie in einer Art von träumerischer Gedankenlosigkeit:

„Die Baronin ist wohl verreist!“

Der Bauer sah ihn mit großen Augen an, und versetzte: „ja, und ein bischen weit!“

„Wie meint er das?“ fragte Theodor weiter.

„Er ist wohl hier fremd;“ versetzte der Bauer, „und weiß nichts von

Allem, was bei uns passirt ist.

Die junge gnädige Frau ist ja vor acht Tagen gestorben; deswegen haben wir Trauer; es wird alle Tage geläutet; und tanzen dürfen wir auch nicht! `s hilft Alles nichts, aber die junge Frau war eine schöne Frau; wir freuten uns alle, da sie der gnädige Herr mitbrachte, denn sie sah aus wie lauter Liebe und Güte.“

Zermalmend fielen diese Worte auf Theodor's Brust; die Thränen brachen ihm aus den Augen.

„Er hat sie wohl gekannt, daß er sich's so sehr zu Gemüthe zieht!“ sagte der Bauer; „aber sie verdient's auch, das ganze Dorf hat geheult, wie wir sie hinaustrugen. Aber, `s hilft Alles nichts, sterben müssen wir alle!“

Der Bauer wollte noch mehr schwatzen; aber Theodor's Stimmung vertrug jetzt nur Einsamkeit. Er riß sich los und eilte, nachdem ihm der Bauer noch das Grab beschrieben, nach dem Kirchhofe.

Als er sich dem Gottesacker näherte, da sah er auf einmal, wie an dem Abende in Zwingenberg, eine lange Frauenzimmergestalt, die aber nicht wie die dortige weiß, sondern in schwarzem Flor gekleidet, nahe vor ihm vorüberschritt. Der Schmerz ließ ihn jede Anwandlung von einer Furcht vergessen. Sie bemerkte ihn nicht; er ließ sie vorüber und schritt nach. Sie wandte sich richtig nach Adelheid's Grabe legte Blumenkränze darauf und schien zu weinen. Jetzt vernahm er deutlich die Worte:

„*Dahin* führt unglückliche Liebe!“

Ein Schauer überlief ihn, da sich der in Zwingenberg verlebte Tag hier in der Gottesackerscene wiederholen wollte; er fühlte sich auf einmal wie von einem Wahnsinnsanfall ergriffen, und rief mit donnernder Stimme aus der Entfernung nach dem Grabe hinüber: „Adelheid! Adelheid! Adelheid!“ worauf die wahrscheinlich der Verstorbenen ein Todtenopfer Bringende erschrocken entflo. Er wollte nach; aber sie war voraus und nicht mehr sichtbar.

Jetzt warf er sich an Adelheid's Grabe nieder; er betete, er weinte, er lachte; sein Verstand fing an zu irren; er glaubte, sie vor sich stehen zu sehen; er sprach mit ihr – jetzt dachte er, sie ginge fort, er eilte nach, und so gerieth er an das Ufer des nahen Flusses, in den sie hinabzuspringen schien. - Es zog ihn nach.

Der Onkel hoffte lange – aber Theodor kehrte niemals wieder.

2.
Eine Poetenliebe,
oder:
Die drei Begleiterinnen.
Novelle.

Mit Vergnügen erinnere ich mich der Zeit, wo ich mich auf mehrere Jahre in die Stille des Landlebens zurückgezogen hatte. War dieselbe auch nicht reich an bedeutenderen Ereignissen, vermißte ich dort auch schmerzlich den Umgang mit Gebildeten, so fand ich dort Ersatz für so manche Mängel in einem süßen idyllischen Naturleben, so treten mir doch aus jenen Jahren so manche Bilder und Gestalten entgegen, die mich immer noch aus der weiten Ferne her mit einem gewissen Reiz anlächeln. Hier will ich dem Leser ein Bild dieser Art vorführen, bittend, daß er die anspruchsvolle Skizze mit Nachsicht aufnehmen möge.

Mein höchst einsames Leben in Dunkelstädt wurde nur hin und wieder durch kleine Ausflüge nach ein paar benachbarte Städte unterbrochen, die sich gewöhnlich nur auf einen Tag beschränkten. Einstmals – es war um das Johannisfest – machte ich mich auf einen solchen Spaziergang nach dem drei Stunden entfernten Dreiburg. Es war ein wonniger Sommormorgen, die Lerchen trillerten in den Lüften, und die Nachtigallen sangen aus den Hainen dem endenden Frühlinge ihre Abschiedslieder zu. Ich hätte zum Fahren Gelegenheit gehabt, aber ich liebe so einsame Fußwanderungen, man fühlt sich nicht so beengt wie im Wagen, es blitzt da im Geist so mancher neue Gedanke auf, es bildet sich mancher Plan, denn die Seele bewegt sich freier, wenn sich der Körper mitbewegt. Besonders hat es einen hohen Reiz für mich, zwischen Saatfeldern dahinzugehen; ich denke da immer an das Schiller'sche:

„Durch des Korn's hochwallende Gassen,
Meinen Gedanken überlassen!“

Ich mochte ungefähr eine Stunde allein gewandert sein, als ich durch drei interessante, sich zu mir gesellende Personen von meinen stillen Betrachtungen abgezogen wurde. Es waren nämlich zwei Höckerweiber und ein allerliebstes, frischblühendes Landmädchen.

„Höckerweiber!“ und „interessant?“ rufst Du verwundert aus, lieber Leser, und hältst mich wohl für nicht recht bei Sinnen. Aber warum

interessant? Alte Weiber dieses Schlages sind es mir immer, und es gewährt mir öfters einen ganz originellen Genuß, mich mit ihnen zu unterhalten; man lernt da am Besten die wahren Betschwester-, Klatsch- und Hexen-Charaktere kennen, und ich bin überzeugt, daß ein Walter Scott und selbst Shakespeare gern mit ihnen Gespräche gepflogen haben müssen, um eine Meg Merrilies oder Wärterin in „Romeo und Julie“ recht treu nach der Natur zu schildern. Doch ich will meinem Geschmacke keine zu große Gewalt anthun, sondern allerdings den Vorzug der Interessantheit gern dem jungen und wundernetten Landmädchen zugestehen.

Unsere Unterhaltung betraf die Juristen, über welche das eine alte Weib, die sogenannte verrückte Schröderliese, schrecklich loszog. Sie hätten ihr die Felder und Grundstücke verkauft, sagte sie, und jetzt stünden sie im Begriffe, sich auch ihr Häuslein zu Gemüthe zu ziehen. Man höre nicht auf ihre Bitten und Vorstellungen; man lache sie sogar noch aus, und erkläre sie für „nicht richtig im Kopfe;“ aber es wäre ja kein Wunder, wenn sie über den vielen Hudeleien nicht endlich den Verstand verlöre. Sie schrie über die Tyrannei der Advokaten, die nur darauf ausgingen, die Sache recht in die Länge zu schieben, und eine arme Witwe mit Hab und Gut aufzufressen. Neulich hatte sie Geld zum Amtmann getragen, und gesagt: „Hier ist das Geld, Herr Amtmann! Aber es klebt Blut daran!“ - „Nun so wischen wir's ab!“ hatte der Amtmann lächelnd erwiedert.

Ich, als Sohn des Pfarrers und damals nicht ganz ausgebranntes Kirchenlicht (denn etwa ein Jahr vorher hatte ich meine sehr gesalbte und mit großem Beifalle aufgenommene letzte Predigt gehalten) ich also gab mir alle Mühe, der alten Schröderliese den Kopf zurecht zu setzen, aber Hopfen und Malz war an ihm verloren. Denn sie war eine gräuliche, der Schnapsflasche ergebene alte Hexe, die ihr Schicksal wohl zum Theil verdient haben mochte. Schon aus ihrer confiscirten Physiognomie sprach ihr boshafter Charakter. Ihr längliches, bleiches und runzliches Gesicht, ihre rothen Augen, ihr Schwedenkopf mit dem kurzabgeschorenen, grauen Haar, die maliziös eingekniffenen Lippen, ihre hämisch gebogene Habichtsnase, die großen, mit katzenartigen Schnurren umgebenen Warzen um den Mund, dazu ihre derbe Baßsprache machte das halbverrückte Mannweib zu einem der widerlichsten alten Drachen, der mir je vorgekommen ist.

Daher trauten ihr auch viele nicht quer über den Weg, weil man glaubte, daß sie die Kühe verhexen und die Kinder besprechen könne, daß die ersteren keine Milch mehr gäben, und die letztern abzehrten und stürben. Dabei zeigte sie einen Hang, von allen Leuten übel zu denken und zu reden; auch besaß sie eine große Fertigkeit, den Personen, von denen sie erzählte, die Sprache nachzuspotten; daß sie perfekt fluchen konnte, versteht sich von selbst.

Doch genug jetzt von der einen Betula, wir wollen nun die andere beleuchten.

Ursel, so hieß diese, ging etwas lahm, von einem geschwollenen Bein, unter vieler Seufzer tiefem Klagegestöhn. Seit zwei Jahren war sie schon ein weiblicher Philoktetes, dem kein allopathischer, noch homöopathischer Priester Aeskulaps hatte helfen können. Ich spielte gegen sie eine Art von Nestor, nämlich insofern, als ich ihr eine mit dem Rührlöffel meiner damals noch in Flor stehenden Kanzelberedsamkeit wohlgequirlte Trostrede hielt. Meine „geflügelten Worte,“ die sich besonders um das herrliche Universalmittelchen bei allen Krankheiten: die Geduld, drehten, machten sie nur noch ungeduldiger, da sich freilich das mir selbst auch recht wohlbekannte Rezept ziemlich abnutzt, und aus der Apotheke: zur „Verzweiflung,“ entnommen, und vom Doktor „Helfenicht“ verschrieben scheint. Indeß gottlos zeigte sich die alte, lahmbeinige Ursel (die uns ohne alle Rücksicht – ich verzehrte gerade ein von zu Haus mitgenommenes Frühstück – mit einer vomitivartig wirkenden Schilderung aller ihrer Geschwüre und Euterungen und Verharrschungen und Vergrindungen unterhielt) nicht gleich der Schröderliese, denn Ursel war nicht, wie jene, ein Fluch-, sondern eine echte Betschwester, welcher „süßer den Honig“ die Bibel- und Gesangbuchverse „vom Munde floßen.“ Sie eiferte über die Verderbniß unserer Tage, und hielt das Ende der Welt für nicht mehr fern.

Die beiden Alten verschmolzen ihre melodischen Stimmen bald zu einem anmuthigen Duett über die böse Welt, wobei die Juristen-Hasserin durch kühne Dissonanzen oft große Effekte bei mir hervorbrachte. Die Betlustige gedieh in ihrem Eifer sogar so weit, daß sie mit – tremulirender Stimme das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!“ anstimmte, wozu die Andere mit Flüchen und Lästerungen accompagnirte.

Ursel fragte mich hierauf, warum ich denn gar nicht mehr predige? Ich gegenfragte, ob sie mich denn auch schon einmal predigen gehört hätte?

„Ja, wohl,“ versetzte sie, „einmal zu Pfingsten,“ es sei gewesen, als ob „der liebe Gott selber oben gestanden hätte.“ - Eine schmeichelhaftere Rezension konnte ich mir nicht wünschen.

Das junge Mädchen war uns etwa zwanzig Schritte voraus, und da sich jetzt die beiden Alten ein Wenig niedersetzten, so verließ ich jetzt die Abstoßenden, und eilte zu der Magnetischen. - Röschen (so hieß sie) war wirklich das Ideal eines allerliebsten Bauernmädchens. Eine schlanke, wunderschön gewachsene, straffe Figur, leicht daherschreitend, zwei muntere, blaue, schelmische Augen, ein blühendes Ovalgesicht, volle, saftige Purpurlippen, ein reizendes Stumpfnäschen, zwei liebliche Grübchen um den kleinen Mund, ein dichtes, dunkelbraunes Haar, die schönsten Wölbungen der körperlichen Formen, und dazu ihre süße, jungfräuliche melodische Sprache – das war freilich etwas anders, als Gestalt, Physiognomie und Wesen der alten Schröderliese!

Ich hatte sie schon vorher einige Male in's Gespräch zu ziehen gesucht, aber, zwar freundliche, doch nur kurze Antworten von ihr erhalten. Jetzt, wo ich mit ihr allein ging, fand ich sie noch zurückhaltender. Ich weiß nicht, woran es lag, daß unsere Unterhaltung nicht in Fluß kommen wollte. Vielleicht empfand sie einen gewissen Respekt vor dem Kandidaten der Theologie, den sie schon öfter im Priesterrocke auf der Kanzel gesehen hatte, oder fühlte sie sich verlegen vor einem Individuum aus höherem Stande als dem ihrigen; dazu mochte nun noch ihre mädchenhafte Schüchternheit kommen, die ihrer Unschuld und Tugend zuzuschreiben war.

Ich fragte sie nach ihrem Alter: sie war gerade vor etwa acht Tagen sechzehn Jahre gewesen. - Ich weiß nicht, woher es kam: ich fühlte mich in ihrer Nähe selbst ganz kurios befangen – und so ging es denn unter uns ziemlich einsylbig zu. In welcher Gegend sie ihre Felder hätten, wie viel Butter und Eier auf dem Markte kosteten, wie viel sie Kühe, Gänse, Hühner und Tauben besäßen, hatte ich sie schon gefragt – jetzt arbeitete in dem damals noch etwas blöden Schäfer und noch dazu genirten Kandidaten der Theologie etwas Anderes: es war ein Gefühl, dem ich, trotz aller meiner von der Betschwester gepriesenen Oratorie, im Augenblick keinen Ausdruck zu geben wußte.

Noch nie hatte ich ernstlich geliebt, noch nie mit irgend einem Frauenzimmer Umgang gepflogen – ja, ich kann sagen, ich war in meinem sechszwanzigsten Jahre noch so unschuldig, wie meine um zehn

Jahre jüngere, holde Begleiterin. Endlich konnte ich meine, sich aus der ersten Knospe drängende, Neigung nicht länger unterdrücken: sie war das erste Mädchen, der ich, über meine eigene Kühnheit zitternd, zuflüsterte, daß ich sie sehr liebenswürdig finde.

Es war mir nach dieser Aeußerung, als ob ich etwas Ungeschicktes gesagt hätte; ich wurde roth bis hinter die Ohren, und sie wurde es auch. Doch der Rubiko war jetzt einmal überschritten. Ich ließ diese erste Dosis, die sie als etwas ganz Neues nothwendig frappiren mußte, erst ein Wenig wirken; aber um sie daran zu gewöhnen, wiederholte ich sie von Zeit zu Zeit immer wieder mit jenen Variationen, die dieses unerschöpfliche Thema in Menge bietet. Doch ob sie auch nach und nach etwas zutraulicher wurde, so meinte sie doch, ich scherze nur mit ihr, und wollte mir nicht glauben. Ich wiederholte ihr meine Liebeserklärung mit zärtlicher Rührung und mit Thränen in den Augen, streichelte sanft ihr weiches, braunes Haar, faßte ihre Hand, und drückte sie, aber noch immer blieb sie zweifelhaft. Nach und nach waren wir bis an das Thor der Stadt gelangt. Jetzt sah ich mich in Verlegenheit: ich hatte sie meiner Liebe versichert, und da würde ich wohl sehr bei ihr verstoßen haben, wenn ich mich zu stolz gezeigt hätte, mit ihr in die Stadt hineinzugehen. In Dreiburg aber hatte ich so manche Bekannte, denen es sehr aufgefallen sein würde, wenn sie mich an der Seite eines Bauernmädchens gesehen hätten.

Während ich noch überlegte, wie ich mir aus der Schlinge helfen sollte, war ich plötzlich schon in derselben, denn der Zufall führte mir gerade den Mann entgegen, von dem ich mich am ungernesten in dieser Situation treffen ließ. Es war nämlich niemand Anders als der würdige Ephorus der Stadt, Namens Arnold, der meinen Vater in seinem Beruf als Superintendent bei Kirchenrechnungen und dergleichen Gelegenheiten schon öfters besucht hatte, und auch mich sehr gut kannte. Einen bedenklichen Blick auf meine ganz roth gewordene Begleiterin werfend, that er mehrere Fragen an mich, auf die ich höchst konfuse Antworten gab. Er wollte mich zu Tisch einladen; so gern ich diese Ehre zu jeder andern Zeit angenommen hätte, so war ich doch in diesem Augenblicke so perplex, daß ich, eine Entschuldigung herstammelnd, für diesmal dankte, und die Unterhaltung auffallend kurz abbrach. Als er fort war, dachte ich bei mir, der Mann muß Dich, Deinen zerstreuten Reden nach, für ziemlich verwirrt gehalten haben! Indeß es war jetzt

vorbei, und da ich schon damals die Fahne der Theologie mit der Poesie vertauscht hatte, so ließ ich mir über das mir freilich nicht willkommene Ereigniß doch keine grauen Haare wachsen. Im Gegentheile war ich froh, für heute mein freier Herr zu bleiben; denn was hätte ich sagen sollen, wenn es vielleicht gar über Tisch dem Herrn Superintendenten eingefallen wäre, von dem Bauernmädchen anzufangen! Und wie fatal wäre es für mich gewesen, wenn ich Röschen, die, wie sie mir gesagt hatte, jedesmal nach zwei Uhr wieder ihren Rückweg antrat, durch Gesellschaft und den Kaffee aufgehalten, nicht hätte nach Haus begleiten können! Auf diese Freude war aber mein ganzes Augenmerk gerichtet; die kleine heutige Tour sollte nur ein Spazirgang sein; meine paar Gänge in der Stadt waren bald abgemacht, und auch das Mittagessen sollte mich nicht lange aufhalten. Nachdem ich von 10-12 Uhr meine unbedeutenden Angelegenheiten besorgt, und in einem Laden ein schönes, für Röschen passendes Umschlagtuch gekauft hatte, eilte ich nach einer der beliebtesten Restaurationen, mit der Absicht, so schnell als möglich zu speisen, um Röschen ja nicht zu versäumen. Aber wer schildert meine Bestürzung, als ich bei meinem Eintritte den Vetter Haberland, einen rundbäuchigen, jovialen Wollhändler mit Frau und zwei Töchter sitzen sehe! Gern wäre ich umgekehrt, aber er hatte mich schon bemerkt.

„Ah, sieh` da! Seien Sie tausend Mal begrüßt, lieber Herr Vetter! Wo kommen Sie denn her? Das ist ja ganz charmant! Wir haben uns so lange nicht gesehen! Kommen Sie hieher, und seien Sie unser Gast!“ Mit diesen Worten lud mich Haberland sogleich ein, mich an seine Seite zu postiren.

„Nun, das wird schön werden!“ dachte ich bei mir im Stillen. „Hier kommst Du vor Abends nicht wieder los!“ Doch suchte ich mein verblüfftes Gesicht möglichst zu erheitern, und nahm im Kreise der Verwandten Platz. Es ist ein unerträgliches Gefühl, wenn man, recht pressirt, mit andern in aller Behaglichkeit und Ruhe dasitzenden Personen zusammengeschmiedet zu sein, und Alles verlangsamt zu sehen, was man gern beschleunigen möchte. Durch dieses familienmäßige Zusammenspeisen wurde die Mahlzeit, die Herr Haberland mit seinem besten Humor würzte, bedeutend verzögert.

„Aber was ist Ihnen denn, lieber Neffe? Sie kommen mir heute so still und niedergeschlagen vor!“ sagte der lustige Wollhändler.

Ich wußte wohl, was mir war, aber der Teufel konnte das sagen. Haberland schenkte mir fleißig guten alten Rüdesheimer ein, damit ich munter werden sollte. Ich aber sah verstohlen alle Augenblicke nach der Uhr, und saß wie auf Kohlen. Schon studirte ich über einen Vorwand, unter dem ich mich aus dem Staube machen könnte. Es war bereits ganz nahe an zwei Uhr, als der Kaffee servirt wurde. Ich begann jetzt auf mein Aufbruch anzuspielden, und meinte, es könnte wohl heute noch ein Gewitter geben.

„O, da können Sie ganz ruhig sein, lieber Vetter! Es ist ja keine Wolke am Himmel!“ versetzte Herr Haberland, über meine kuriose Besorgniß lachend.

„Ich habe drei Stunden nach Hause,“ meinte ich. „Ach, es ist ja jetzt beinahe bis um zehn Uhr Tag! Nein lieber Herr Vetter, wir lassen Sie nicht so geschwind fort, da wir einmal bei einander sind, so bleiben Sie heute bei uns.“

„Aber mein Vater -“

„Bei dem will ich es schon verantworten, wenn ich ihn sehe. Wir wollen uns nachher ein Wenig in der Stadt umsehen, und sie begleiten uns – ich möchte gern noch so Allerlei mit Ihnen reden – ich habe eine solche herzliche Freude an Ihnen – Sie haben ja nichts zu versäumen -“

„Aber ich muß durchaus heute wieder zu Hause sein, lieber Herr Vetter! Ich – ich – ich habe es fest versprochen -“

„Nun, wenn Sie denn durchaus zu Hause sein müssen, so gehen sie Abends um 6 oder 7 Uhr – dann wird Ihnen der Weg angenehmer sein, als gerade jetzt in der drückenden Mittagsschwüle.“

Jetzt waren alle meine Einwendungen erschöpft; ich sah, ich konnte hier nicht anders frei werden, als durch eine List. Ich ergab mich jetzt, gute Miene zum bösen Spiel machend, in mein Schicksal, stellte mich aber, als hätte ich eiligst noch ein kleines, nothwendiges Geschäft abzuthun, stand auf, und versprach, in einer Viertelstunde wieder zu kommen. - Wer aber nicht wiederkam, war ich.

Es hatte bereits drei Uhr geschlagen. Froh, von meiner Qual erlöst zu sein, eilte ich jetzt zum Thore hinaus. „Ach, Röschen ist gewiß schon über alle Berge!“ dachte ich ärgerlich. - Als ich das freie Feld gewonnen hatte, lief ich, trotz der großen Hitze, was ich nur laufen konnte. Ich sah mit fast die Augen nach Röschen aus dem Kopfe. Endlich – endlich bemerkte ich eine Strecke vor mit zwei Frauenzimmer, und richtig, es

war Röschen mit der alten, lahmen Ursel.

Wer war jetzt froher als ich, da ich den geliebten Magnet erblickte! Wenn nur die verwünschte Ursel nicht gewesen wäre! So geht es aber! Auf ein Ziel lossteuern, und immer auf neue Hindernisse treffen, daraus besteht das ganze Leben. - Es war nun die Frage, wie wohl die lästige Begleiterin auf die Seite geschafft werden sollte. Ich probirte es, ob es nicht anginge, sie zu überlaufen. Ohne Mitleid und Rücksicht auf die „romantischen Schmerzen“ in ihrem bösen Fuße, über die sie klagte, nahm ich also einen etwas raschen Schritt an, den ich jedoch wieder einstellen mußte, weil ich auf diese Art Gefahr gelaufen wäre, auch das zurückbleibende Röschen zu verlieren. Und da die Alte auch über einem „organistischen Fehler“ auf der Brust klagte, und beim Athemholen keuchte, so dauerte sie mich doch, und so bequeme ich mich denn ihren Schritten an.

Wie die Schröderliese heute früh über die Juristen losgezogen hatte, so beklagte sich Ursel über die Aerzte. „Wenn ich nur das Geld beieinander hätte, was ich schon verdoktert habe!“ sagte sie. „Der Georgius (Chirurgus) kostet mich allein an die hundert Thaler! Und dazu die vielen andern Doktoren! Sondern der Herr Kreisfiskus in Dreiburg ist der Einzige, der aus Kommissuration nichts von mir genommen hat. Daß aber auch mein Mann, Gott hab` ihn selig, justement da sterben mußte, wo es mit meinem Beine gerade am Schlimmsten war!“

Ich fragte nach der Ursache seines Todes.

„D`rum fiel er vom Gratulierhaus (Gradierhaus), drüben in der Saline K-, wo etwas ausgebessert werden sollte,“ versetzte sie, die Thränen mit der Schürze aus dem Auge wischend. „Mein lieber Herr, es war ein Schweres für mich, so allein dazustehen! Er war ein gar zu guter Mann, die Komplissanz und Liebetät selber! Darauf folgte der dürre Herbst: das Feld bekam keine Feuchte, und der Mist keine Faule – und darauf gab`s eben einen ganz schlechten Jahrgang, wo ich auf meinem Aeckerchen nicht den dritten Theil der gewöhnlichen Ernte erbaute. Und dazu krank! D`rum gab ich Betten, Kommoden und allerlei Handwerkzeug in die Auktion, aber der Proklater (Proklamator) hat mich betrogen. Und vorher die Kriegszeit unter Napoleon! Der Napoleon war doch ein rechter Spion! Er hat uns Allen das Leben recht schwer gemacht! Wenn ich bedenke, was ich vorher für einen Tollmuth hatte als junges Mäd-

chen! Aber böse Zeiten, böser Muth! Noth lehrt beten!

Sondern Gott ist unsere einzige Zuflucht. Der Mensch, der nicht für die Religion portirt ist, ist gleich einem Rohre, das der Wind bewegt! Wenn ich doch nur alle Tage in Dreiburg in die Kirche gehen könnte! Ich war dort an verwichenen Ostern – ich werde es mein Lebtage nicht vergessen. Erst spielte der Urgalist ganz prächtig, nachher machten sie Musik auf Düstramenten, erst: was hast Du, was kannst Du, bum! bum! und dann wieder ganz kleinlaut und sautig – ach, es klang ganz delikat!

Das Hallelujah war sehr geistreich! Und dann der Pfarrer! Was hatte der für eine Ausrede! Wie war er mit Redensarten beschlagen! Und als es aus der Kirche ging, da spielte der Urgalist ordinäre Schelmstückchen. Es war gar zu plaisirlich!“

Ob mir gleich das konfus durcheinandergehende Geschwätz der alten Ursel nachgerade lästig wurde, so interessirten mich doch die vielen komisch verstümmelten Fremdwörter, deren sie sich nach Art der gemeinen Leute so häufig bediente. Sehr froh war ich indeß, als sie, auf einmal wieder über ihren Fuß klagend, sich niedersetzte, und mich mit meinem Röschen allein weiter gehen ließ.

Jetzt erst konnte ich Röschen die Freude darüber aussprechen, sie noch glücklich eingeholt zu haben. Ich säumte nicht lange, ihr das für sie bestimmte Umschlagtuch zu überreichen. Sie erschreckte über das Geschenk, und wollte es nicht annehmen; doch auf mein Zureden behielt sie es. Als ich sie jetzt wieder fragte, obsie immer noch nicht glaube, daß ich sie liebe, sagte sie: “Nun ja, vielleicht ein klein wenig,“ aber sie könne es sich immer noch nicht recht denken. Ich scherzte wohl bloß mit ihr. Es gebe ja so viel schöne und vornehme Frauenzimmer, die mir wohl besser gefallen würden, als ein so armes Mädchen wie sie. - Sie war in ihrer ungekünstelten Natürlichkeit so reizend, daß ich sie hätte küssen mögen – aber ich hatte noch kein Mädchen geküßt, und auch hier hieß es: aller Anfang ist schwer. So hielt ich mich denn heute gegen sie bei aller Herzlichkeit in den Grenzen des Anstandes, ich sprach die Hoffnung aus, sie recht oft wieder zu sehen, und trennte mich draußen vor Dunkelstädt von ihr mit einem Händedrucke.

Mit dem ersten Kusse ging es noch nicht so rasch. In den nächsten Tagen drehte ich mich auf meinen idyllischen Streifzügen viel um ihre Felder, und schätzte mich jedes Mal ganz glücklich, wenn ich ihr begegnet war, und ein paar Worte mit ihr gesprochen hatte. Aus diesem

Wohlgefallen entwickelte sich erst nach und nach eine wachsende Neigung. Da ich schon vorher immer viel poetische Spaziergänge gemacht hatte, so fiel mein fleißigeres Umherstreifen in der Natur Niemanden auf, ja nicht einmal meinem Vater. Die Leute waren schon gewohnt, mich regellos bald bergauf, bald thalab, bald querfeldein, bald nach dem Walde, bald nach der freien Flur eilen, bald auf einem Wiesenpfade, ein Buch in der Hand, langsam hin und wieder gehen zu sehen, und bemerkten nicht, daß ich jetzt an gewissen Stellen länger weilte.

Da traf sich's denn eines Abends, wo ich noch spät einen am Ende des Dorfes wohnenden Freund besuchen wollte, daß mich mein Vater bat, im Vorbeigehen bei Stockmann (so hieß Röschens Vater) ein verlangtes Taufzeugniß abzugeben. Mit Vergnügen übernahm ich diesen Auftrag. Ich trat in das Haus, klopfte an der Zimmerthüre, öffnete, und – da saß Röschen ganz allein, in der Bibel lesend. Ich kann nicht schildern, wie reizend und verklärt mir das Mädchen bei dem Lampenschimmer vorkam. Nachdem ich mich meines Auftrages entledigt hatte, konnte ich nicht gehen und mich nicht an ihr satt sehen – ich fühlte mich festgebannt – zu ihr hingezogen. Ich sah sie mit einem zärtlichen Blicke an, sie schlug, von Purpur übergossen, die Augen nieder. Ich näherte mich, legte die Hand sanft über ihre Schulter und sah mit ihr in das Buch. Und hingerissen von einem unwiderstehlichen Drange bat ich sie um einen Kuß – sie wollte abwehren – aber ich beugte mich näher hin zu ihr, wiederholte mit noch größerer Innigkeit meine Bitte, und unwillkürlich verschmolzen Lippe an Lippe in süßer Vereinigung. Ich sagte ihr, daß ich mich ganz selig fühle. Auch ihr Auge strahlte von himmlischer Verklärung. Ich mußte noch einen zweiten Kuß haben – und noch einen – lebhaft erwiderten – dritten. Den feuchten, süßen, reinen Thau von solch' einem jungfräulichen Munde und in ihm die Seele des liebenden Mädchens zu trinken, o, es wäre ein Moment, in dem man sterben sollte! Unsere Liebe war jetzt durch das Siegel, durch den Kuß, geheiligt und entschieden. Und als ich sie heute wieder fragte, ob sie denn nun immer noch nicht glaube, daß ich sie liebe, sagte sie zum ersten Male: ja, nun glaube sie es.

Meine Streifereien in das Freie wollten jetzt kein Ende nehmen. Ich suchte ihr täglich ein- und mehrmal zu begegnen, und wenn gerade Niemand in der Nähe war, so stahl ich mir auch so manchen flüchtigen

Kuß. Da ich der Sohn des Pfarrers war, selbst Theologie studirt hatte, und mich jetzt bei meinem Vater, einem wegen seiner Sittenstrenge hochverehrten Manne, aufhielt, so hatte ich in dem kleinen Orte, wo Alles auf mich merkte, mit meiner idyllischen Liebe einen bösen Stand. Diese mußte, der Welt gegenüber, nothwendig eine heimliche bleiben. Auch vor Röschens Eltern fühlte ich mich Anfangs sehr genirt, und besonders vor dem Vater, einem kurzangebundenen Manne, der nach Gelegenheit recht grob ausfallen konnte; weniger vor der Mutter, einer braven, thätigen, gutmüthigen Frau, mit der sich schon eher ein Wort sprechen ließ. Ich war damals so rein, daß es mir nicht fern in den Sinn kam, das Mädchen zu verführen. Ich wußte nur, daß ich sie liebte. Ob ich sie heirathen könnte, darüber dachte ich noch gar nicht nach; sie war mir nur ein poetisches Wesen, das mich in süße Träume wiegte. - Besonders eine Stelle war unsern immer nur flüchtigen Zusammenkünften günstig. Um unbemerkt dorthin zu gelangen, stellte ich mich, als wollte ich einen ganz andern Weg einschlagen, schlich mich aber dann plötzlich durch das Pfarrholz in einen engen Thalgrund, bis ich in eine noch engere Schlucht kam, in deren Tiefe ich ungesehen bis in den eine halbe Stunde vom Orte entfernten Birkenhain gelangte, um den herum Stockmanns meiste Felder lagen. Von dem Gebüsch aus spekulierte ich dann erst, ob Röschens Vater, Mutter oder zwei jüngere Brüder mit auf dem Felde waren, oder ob sich sonst ein Lauscher in der Nähe zeigte. Wie klopfte mir das Herz, wenn ich Röschen allein sah! Dann trat ich aus meinem Versteck hervor und wechselte mit ihr süße Worte. Oft brachte ich ihr auch von meinen Ausflügen nach den beiden Nachbarstädten kleine Geschenke mit, die sie manchmal mit gebackenen, mit Liebesreimen versehenen Zuckerherzen und andern ähnlichen Kleinigkeiten erwiderte. Daß ich auf diese poetischen Anspielungen nicht stumm blieb. Läßt sich leicht denken. Ich überschüttete sie mit zärtlichen Gedichtchen. Konnte ich doch jetzt fast nichts Anderes dichten, als was sie betraf! Ja, Röschen war es, von der ich irgendwo schrieb:

„Und welche Laura, welche Heloise
Hat Dich mit diesm gold`nen Flor umwebt,
Und Dich geführt in schön`re Paradiese,
Als Rousseau und Petrarca je durchwebt? -
Vergleicht sie nicht, das Kind der stillen Wiese,

Das veilehngleich im fernen Thale lebt,
Vergleicht sie nicht mit jenen Purpurrosen,
Gesellet nicht die Dunkle zu den Großen!

Auch forschet nicht! Von ihres Namens Zügen
Flicht keiner sich in meine Lieder ein;
Das Veilchen mag sich nicht zum Glanze fügen,
Es will von Einem nur gefunden sein;
Dann fühlt sich's froh in stillem Selbstvergnügen,
Das theilt es mit dem Finder nur allein,
Und zürnen würd' es, wenn vom süßen Funde
Er in die Menge trüg' die laute Kunde.

Ob schön sie war? Die Veilchen mögen's sagen,
Die neidisch oft der Schwester nachgeseh'n,
Wenn sie ihr Fuß durch Thal und Flur getragen;
Ob Andern auch? Wozu? Mir war sie schön!
Und wenn die Rosen mich und Tulpen fragen:
„War sie uns gleich?“ so muß ich frei gesteh'n,
Daß sie in ihrer einfach holden Blüte
Mir lieblicher als Tulp' und Rose glüthe.“

Ganz nahe bei dem Hain stand auf dem Felde ein einzelner großer breitwipfliger Birnbaum, wo ich manchmal bei ihr weilte. Wenn ich in einiger Entfernung Jemand sah und mich bemerkt glaubte, dann drehte ich mich wie der Vogel Strauß ein wenig seitwärts, und drückte die Augen zu, ob ich wohl weiß, daß dies nichts hilft. O, der Birnbaum könnte viel von unserer Liebe erzählen.

Konnte ich Röschen dort nicht sprechen, so wandte ich mich durch den Hain in eine mit Pflaumenbäumen bepflanzte, enge, kleine Thalschlucht, durch welche Röschen auf dem Rückwege jedes Mal kommen mußte. Dort ging ich, in Goethes „Faust,“ oder Homer, oder Thomson lesend, langsam hin und her, bis sie erschien. Doch bei ihrer Aengstlichkeit ließ sie sich immer bloß ein paar Minuten aufhalten, welche kurze Zeit ich benutzte, ihr einige mitgebrachte delikate Aepfel oder Birnen oder Aprikosen, Pfirsichen und dergleichen zuzustecken, ein paar Worte mit ihr zu wechseln und ihr einen Kuß zu rauben, was aber bloß dann

geschah, wenn ich vorher das Terrain untersucht und von oben und unten die Luft rein gefunden hatte.

So stand ich mit Röschen, als sie mir eines Tages sagte, daß sie auf morgen nach Waldau gehe, wo Nachmittags unter der Linde getanzt werde. Es war ein Feiertag. Freund W., mein einziger Umgang in Dunkelstädt, rief mich zu einem Spaziergange ab, und schlug mir vor, dem Tanze in Waldau ein wenig zuzusehen. Diese Einladung kam mir höchst erwünscht. Und so gingen wir denn hinaus nach Waldau, und wandten uns nach der Linde. Der Tanz war schon im vollen Gange.

Meine Augen suchten sogleich nach Röschen. Lieblich geschmückt trat sie so eben zum Tanze an. Die knapp anliegenden Kleider zeigten deutlicher ihre reizenden Formen und schlanke Taille. Ihre Wangen glichen frischerblüthen Rosen, Heiterkeit schwebte auf ihrer Stirne, ein frohes Lächeln schwebte um den Mund mit vollschwellenden Lippen und um die beiden schalkhaften Grübchen. Ihr ganzes Wesen erschien heute so süßunschuldsvoll, daß ich mich von ihrem Anblick ganz hingerissen fühlte. Sie konnte ihre verstohlene Freude nicht bergen, als ich ihr einen Gruß zunickte. Sie schlug ihr Auge nieder, um im nächsten Moment wieder nach mir aufzuschauen. Als sie zu walzen begann, zeigte sich erst ihre angeborene Grazie. Wie beneidete ich den jungen Burschen, einen Seiler, um das Glück, sie umschlingen zu dürfen und mit ihr umherzuwirbeln! Gern hätte ich auch mit ihr getanzt; aber ach, ich konnte ja nicht tanzen! Als ich dann sehen mußte, wie man sich um sie bewarb, und wie sie keinen Tanz aussetzte, da regten sich in mir die ersten Empfindungen der Eifersucht. Besonders war mir jener Seiler, Namens Gottschalk, ein Dorn im Auge, denn es schien, als ob er es mir zum Possen thäte, recht freundlich mit ihr zu sein, und mich sehen zu lassen, wie sehr er bei ihr in Gunst stehe. Darüber wurde ich endlich so unmuthig, daß ich von Freund W., der sich den Tanzenden zugesellt hatte, Abschied nahm, und mich von dannen schlich.

Als ich mich allein befand, ergoß sich meine Verstimmung in einem langen, verzweifelten Gedichte. Ich konnte in der Nacht nicht schlafen. Ich beschloß, sie nie wieder zu sehen, nie wieder mit ihr zu sprechen. So schwer es mir ankam, so brachte ich es doch zwei Tage über mich, meinen Vorsatz zu halten. Zwei Mal, wo ich sie kommen sah, wich ich ihr sogar aus. Aber am dritten Tage spielte sie mir der Zufall so plötzlich entgegen, daß das Zusammentreffen unvermeidlich war. Sie grüßte

mich freundlich; ich dankte finster. Sie blieb betroffen stehen, und sprach mir ihre Befremdung über mein Betragen aus. Jetzt konnte die Erklärung nicht länger ausbleiben. Ich erinnerte sie an die vielen, mir bis jetzt unbekanntem Anbeter, und vor Allem an den Seiler Gottschalk. Sie lächelte aber nur dazu, und versicherte mich, daß ihr dieser und die Andern ganz gleichgiltig seien. Und so kam es denn nach und nach zur zärtlichen Versöhnung.

Früher nie Freund des Tanzes, empfand ich jetzt auf ein Mal den lebhaftesten Wunsch, tanzen zu lernen. Ich wandte mich deshalb an Freund W., der so gefällig war, mir einige Winke zu geben und es mit mir zu probiren. Besonders machte mir der damals gerade aufkommende Galopp zu schaffen; aber Beharrlichkeit führte zum Ziele. Ganze Stunden lang übte ich mich täglich allein auf der Tenne unserer Scheune, und benutzte jede vorkommende Gelegenheit, Fortschritte in der mir neuen Kunst zu machen.

Nach ungefähr vier Wochen war ich zu einer Hochzeit eingeladen, auf welcher Röschen auch erschien. Es wurde drei Tage hinter einander getanzt. Ich setzte beinahe keinen Tanz aus, und bald ging's recht gut mit mir, besonders, wenn ich mit Röschen tanzte, der ich vor andern Tänzerinnen sehr den Vorzug gab.

So befriedigt ich nun war, auch dieses Ziel erreicht zu haben, strebte ich doch noch weiter, oder gedieh vielmehr durch den Zufall weiter. Wie ich schon erwähnte, pflegte ich in den Abendstunden fast täglich Freund W., der in der am Ende des Orts gelegenen Schmiede bei dem Schmied Rau, seinem Schwager, wohnte, zu besuchen. Wir spielten gewöhnlich Schach. Eines Abends, wo es sehr dunkel war, und wo ich zeitiger von W. zurückkam, sah ich im Vorbeigehen vor Stockmanns Hause Röschen noch in der Thüre stehen. Diese Versuchung war zu groß. Im Hause war ich ja schon gewesen – die Bahn war demnach bereits gebrochen – also schlüpfte ich frisch zu ihr hinein. Ich umschlang sie und bestürmte sie mit zärtlichen Küssen. Doch entwand sie sich meinem Arm. In demselben Augenblicke trat die Mutter mit einer Laterne in den Hausraum.

Ich ersann mir schnell eine Ausflucht und fragte, wo der Schuhmacher Petzold wohne. Die Mutter lud mich ein, doch einen Augenblick mit hereinzukommen, was ich sehr gern that. Röschens Vater war in die Schenke gegangen, und ihre beiden Brüder schliefen; ich war also mit

Röschen und der Mutter allein. Nachdem sie mir die Wohnung des Schuhmachers bezeichnet, setzte ich mich doch (um nach dem Aberglauben der Landleute, die Ruhe nicht mit aus dem Hause zu nehmen) ein wenig nieder, vergaß aber das Aufstehen. Wir sprachen erst über gleichgiltige Dinge – doch das Herz war mir heute zu voll, als daß es nicht hätte übergehen sollen.

Ich sagte also der Mutter gerade heraus, daß ich Röschen zärtlich liebe. Sie hatte das schon bemerkt und von Röschen selbst gehört. Es freute sie, aber sie äußerte ihre Bedenklichkeiten. Ich aber, einmal im Zuge, versicherte sie heilig, daß mein Herz rein sei von allen unedeln Absichten, und daß ich, wofern dies irgend möglich sei, fest beschlossen habe, mich mit Röschen zu vereinen. Sie hegte bescheidene Zweifel, mich an Röschens mangelhafte Bildung, an meinen Stand und an meinen Vater erinnernd. Ich entgegnete, wenn ich als Schriftsteller Glück hätte, so wolle ich das mit leichter Fassungskraft begabte Röschen ausbilden lassen, und mein Vater werde sie dann auch in meine Wahl ergeben. Dies hatte ich mir auch wirklich fest vorgenommen; denn ich wußte damals noch nichts von dem Märtyrerthum eines deutschen Schriftstellers, und hatt Wunder was für Luftschlösser im Kopfe, die ich mir erschreiben wollte. Da die gute Frau sah, daß es mir Ernst war, so zeigte sie sich mir sehr freundlich, und als mich die zehnte Stunde zum Aufbruch mahnte, sagte sie: „Besuchen Sie uns bald wieder!“

Jetzt wagte ich es wirklich, ein paar Mal am hellen Tage dort einen Besuch zu machen. Da dies aber sehr auffiel, so mußte ich es unterlassen. Die Leute fingen an, mich mit Röschen in Verdacht zu haben. Sie hatten mich, trotz meiner Vorsicht, doch öfters mit ihr draußen im Freien sprechen sehen. Deshalb paßten sie mir Abends auf. Auch Röschen war jetzt eingeschüchtert.

Offen, wie ich immer bin, hatte ich schon manchmal gegen meinen Vater auf das schöne Röschen angespielt und ihn in guten Stimmungen auf das Geheimniß vorbereitet, das jetzt ein öffentliches zu werden drohte. In einer Stunde, wo ich ihn gut aufgelegt fand, erschloß ich ihm mein Herz. Als ein gegen sich selbst strenger, doch gegen Andere sanfter und nachsichtiger Mann, suchte er mir meine Neigung als eine Verirrung darzustellen, und rieth mir, statt einer noch Unausgebildeten lieber einmal eine schon Fertige zu nehmen, und mir auch von meinem Schriftstellerglück nicht zu viel gold'ne Berge zu versprechen. Wohl

sah ich ein, daß er Recht hatte; aber ich war einmal total bezaubert. Wo das Herz und die Phantasie regieren, da kommt der Verstand nicht auf; da mich übrigens mein Vater sehr liebte und mir Manches durch die Finger sah, so betrachtete er auch meine poetische Neigung zu Röschen aus keinem zu strengen Gesichtspunkte, er ignorierte sie beinahe und ließ mich gewähren.

Je mehr nun meine Liebe vor der Welt keine ganz heimliche mehr war, um desto heimlicher mußte ich jetzt zu Werke gehen – denn Röschen wurde von den Burschen und neidischen Mädchen des Orts viel mit mir, mit dem Schriftsetzer (so nannten mich die Dunkelstädter, die von einem Schriftsteller keinen Begriff hatten), geneckt – ja, ich selbst bekam von Leuten, wie die Schröderliese, Ursel und Andere, die sich kein Blatt vor den Mund nehmen, allerlei auf meine Liebschaft anspielende Brocken zu hören.

Indeß Liebe kennt kein Hinderniß und keine Schranke. Wie genirt ich und Röschen auch vor den Eltern waren, so wußten wir uns doch zu finden. Eine Zeit lang hatte ich durch die vordere Thüre Besuche gemacht; da diese aber jetzt von Spähern beobachtet wurde, so kam ich durch die hintere Thüre des Schoppens, die mir Röschen leise öffnete, und sogleich wieder verriegelte. Dann eilte sie beschwichtigend zu dem großen, wilden Hofhunde, und ich schlich mich durch den langen Hof zu der hintern Hausthüre herein, wo es dann hieß: „Auf der Thürbank und im dunkeln Gang,“ nur mit dem Unterschiede, daß es hier die nach der Hausflur hinaufführende Treppe war, über die ich gewöhnlich nicht so schnell nach dem Wohnzimmer gelangen konnte, weil Liebende immer etwas mit einander zu sprechen, und sich auch diverse Küsse mitzutheilen haben.

Da Röschens Eltern unbedingtes Vertrauen in mich setzten, so war ich öfters, wo der Vater in die Schenke ging, und die Mutter einen Besuch machte, mit Röschen stundenlang ganz allein. Sie verriegelte dann die vordere Hausthür; wenn es dort klopfte, so schlich ich aus dem Zimmer in das Haus, und versteckte mich. Ehe ich fortging späthe Röschen vorher auf der Gasse, und wenn sich Niemand zeigte, so schlüpfte ich dann rasch zur vorderen Hausthür hinaus. Ach, das war eine ängstliche Sache! Das Fatalste war mir der Mond, dieser sonstige Freund der Liebenden! Die größte Freude hatt ich an einer stockpechraschwarzen Nacht, Sturm und schlechtem Wetter. Mußte ich doch meine

Küsse stehlen wie ein Spitzbube! Aber wie süß waren diese Küsse! Ich lebte und webte ganz in Röschen! Ich konnte fast nichts mehr arbeiten und lesen, sie war mein einziger Gedanke, mein Traum bei Tag und Nacht!

So blieb unser Umgang bis zu unserer Trennung. Ich ging nach ihr draußen im Felde, ich besuchte sie Abends, ich brachte ihr viele Geschenke und Geschenkchen und viele Gedichte, ich tanzte mit ihr, wo es die Gelegenheit erlaubte, ich schmollte manchmal mit ihr wegen vermeintlicher Nebenbuhler, aber immer nur auf ganz kurze Zeit. Ich sah sogar mit dem Fernglase aus meinem Fenster nach dem ihrigen und nach der Thüre ihres Hauses. Oft that ich dies Letztere bis spät in die Nacht, wenn ich sie des Mondscheines wegen nicht wohl besuchen konnte. Wenn ich dann, mir fast die Augen ausguckend, Gestalten an ihrer Thüre zu erkennen glaubte, so verging ich fast vor Eifersucht.

Doch ich übergehe weitere Details und springe jetzt in eine Zeit, wo ich Dunkelstädt verlassen und mehrere Jahre in der bedeutenden Handelsstadt Postenstrom zugebracht hatte. Mein Vater war jetzt der schon früh verstorbenen Mutter in die Ewigkeit nachgefolgt. Ich hatte in Postenstrom viele schöne Mädchen gesehen, aber mein Röschen doch nicht vergessen. Den Gedanken, sie zu heirathen, hatte ich freilich als einen allzupoetischen um so mehr aufgeben müssen, als ich von einem geträumten Eldorado des Schriftstellers noch wenig zu sehen bekommen hatte.

Da führte mich einstmals ein Geschäft nach Dunkelstädt. Lebhaft erwachte in mir das Andenken an die daselbst verlebte Zeit. Ich besuchte die Gräber meiner Eltern, und ging dann in wehmüthiger Stimmung hinaus in das Freie. Fast unwillkürlich lenkten sich meine Schritte auf dem früher so oft gemachten Weg durch den Thalgrund nach Röschens Feld. Als ich dort anlangte, sah ich den Hain und auch den Birnbaum nicht mehr. Ich spähte nach Röschen, aber erblickte Niemand in der Nähe. Endlich begegnete ich einer alten Frau. Ich fragte sie nach Röschen. Sie sagte mir, Röschen sei vor einem halben Jahr gestorben.

Ich habe noch hinzuzusetzen, daß unser Verhältniß stets rein geblieben war. Der Kuß war die strenge Schranke, die wir nie überschritten. Darum habe ich aber bis auf den heutigen Tag ein Mädchen wieder so geliebt, wie ich mein Röschen liebte. Ihrem Andenken widmete ich noch folgendes Gedicht, mit dem sich diese einfache Erzählung

schließen mag:

Ein Birnbaum auf dem Felde
Am Birkenwäldchen stand,
Wo ich mein liebes Röschen
An jedem Tage fand.

Beim Birnbaum auf dem Felde
Da ragt` aus Klee und Korn
Die junge Mädchenblume,
Mein Röschen ohne Dorn.

Beim Birnbaum auf dem Felde
Sah ich sie schon von fern
In ein einfach blauem Kleide,
Den süßen Liebesstern.

Der Birnbaum auf dem Felde
Zog dann mich mächtig an;
Ich schlich mich erst in`s Wäldchen
Und dann zu ihr heran.

Beim Birnbaum auf dem Felde -
O sel`ge, sel`ge Zeit,
Küßt` ich wohl tausend Mal
Die holde, süße Maid.

Der Birnbaum auf dem Felde
War dann wie lieberregt
Und hat mit allen Blättern
Sich seliglich bewegt.

Nach Jahren grüßt` ich wieder
Die heimatlichen Au`n,
Da wollt` ich auch nach Röschen
Und nach dem Birnbaum schau`n;

Doch war kein Baum zu sehen,

Lieb Röschen ich nicht fand,
Und auch das Birkenwäldchen
Nicht mehr am Orte stand.

Der Birnbaum auf dem Felde
War längst gehauen ab,
Das Wäldchen ausgerottet,
Und – Röschen lag im Grab.

3.

Reise von Rudolstadt nach Rudolstadt

Novelle.

Auch mir lächelte einmal die Aussicht auf eine reiche Erbschaft. Ich hatte nämlich einen Onkel von circa 60 Jahren, der in vollem Besitze jenes Metalles war, an dessen Mangel so viele Menschen laboriren, zu deren Zahl ich leider auch gehöre. „O, so recht reich zu sein,“ dachte ich immer bei dem Anblicke meines Onkels, „ist doch eine herrliche Sache!“ Ob mir gleich der kalte trockene Mann als einen Gefühls- und Phantasiemenschen nicht recht behagte, so gefiel mir doch von ihm, daß er keine Kinder hatte; und da ich ihm bei mehrmaligen Besuchen in dem zehn Meilen von meinem Wohnorte entfernten A. nicht die geringste Abneigung merken ließ, sondern mich im Gegentheile ganz in Harmonie mit ihm zu setzen suchte, was auch seines guten Eindruckes auf ihn nicht verfehlte, so zweifelte ich gar nicht, daß er mich einstmals bei seinem ihm vom Herzen gegönnten recht seligem Ende bedenken und vielleicht sogar zum alleinigen Universalerben einsetzen würde. Einen Mann der Art muß man kultiviren. Das war eigentlich der einzige Grund, aus welchem ich im Jahre 1835 aus L. einen Ausflug nach A. unternahm. Ich fand in ihm ganz den Alten wieder. Er erfreute sich der Gesundheit und schien fast noch rüstiger geworden. Aber rüstig war ich auch und deshalb pressirte mir es trotz einer gewissen Armuth, mit welcher ich von Jugend auf behaftet bin, noch nicht mit der Erbschaft. Er nahm mich wohlwollend auf, führte mich an seinem Arme aus Familie in Familie und bereitete mit einige recht angenehme Tage. O, hätte ich gewußt, daß ich ihn zum letzten Male sehe, dann wäre ich ihm anders zu Leibe gegangen! Zwar ist es eine kuriose Sache, mit solchen Leuten über das ewige Leben zu sprechen; denn man mag den Tod verzuckern, wie man will, der Tod bleibt immer der Tod, und ein Gegenstand, an welchem am wenigsten bejahrte und dazu noch reiche Personen ein Wohlgefallen finden.

Als ich von Rudolstadt nach A. fuhr, war ich dermaßen mit Gedanken an meinen Onkel beschäftigt, daß ich ganz in süße poetische Erbschaftsträume versank und auf den Weg und die Umgebungen gar nicht achtete. Da ich mein neuestes dichterisches Werk bei mir führte, welches ich ihm zu überreichen gedachte, so hoffte ich, von ihm vielleicht

ein hübsches Gegengeschenk zu erhalten. Das war aber nicht der Fall; er sagte nur bei Empfang des Büchleins nach seiner trockenen Manier: „Es mag recht schön sein, aber glauben Sie mir, es ist nichts mit dem Dichten und Trachten!“

Daran mochte der Mann wohl so Unrecht nicht haben, aber gewiß hatte er daran sehr Unrecht, daß er mir bei seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode keinen Liar vermachte.

Eine verfehlte Erbschaft macht einen gewissen Eindruck auf eine gefühlvolle Seele, die lange Jahre den süßen Schmeicheltönen der Hoffnung Gehör geschenkt; dieser Empfindung gleicht im Kleinen ungefähr die, wenn man im Traume liegt, und mit kaltem Wasser begossen wird. Wie gesagt, hätte ich nur damals gewußt, daß der Onkel seine Reise in die Ewigkeit schon bald antreten würde, ich hätte – ja was hätte ich? Ich weiß es nicht – ich weiß nur so viel, daß ich weiter nichts that, als mich bei meiner Abreise in die drei Stunden weit entfernte kleine Stadt in seinem mit zwei feurigen Rappen bespannten Staatswagen begleitete, von wo ich dann das Vergnügen hatte, zu Fuß meinen Rückweg nach Rudolstadt anzutreten. Es war mir allerdings wirklich dies Mal ein Vergnügen, denn ich hätte mit einer Gelegenheit fahren können, aber eine Fußwanderung lag mir in dem Sinne! Hatte ich doch Jahre lang in meiner düstern Klause im Bücherstaube festgesessen, und war ich doch von L. aus noch nicht aus dem Reisewagen gekommen; d`rum dachte ich mit Wilhelm Müller: „Wandern! Wandern!“ Dieses „Wandern,“ das so poetisch klingt, hat freilich auch seine Schattenseiten, deren ich noch heute einige kennen lernen sollte.

Ich athmete leichter, als ich bei hellem Sonnenschein mit *Goethe* zu reden, „den Berg hinauf mit frischer Seele ging,“ und die Blicke weithin über die romantischen Umgebungen des Thüringer Waldes schweifen ließ. Aber es dauerte nicht lange, so versteckte sich die Sonne, der Sturm trieb schwarze Wolken heran und ich wurde von einem Platzregen überschüttet. Während der ganzen Zeit, wo ich im Wagen gereis't war, kein Wölkchen am Himmel, und gerade jetzt, wo ich kaum einige Schritte zu Fuß hinausgerochen bin, eine solche Sündfluth! Aber so geht es immer! Es war ein Glück, daß ich nicht weit in ein Dorf hatte, wo ich einkehrte, um den Regen vorüberzulassen. Da ich den Namen dieses Dorfes nicht mehr weiß, so will ich es Lengefeld nennen. In Lengefeld also wandte ich mich nach dem dicht an der Straße gelegenen

Wirthshause, in dessen ziemlich geräumiger Gaststube ich eine Menge Landleute bei Bier und Branntwein sitzen sah. Der Dunst und das Geschrei der vielen Menschen war mir bald recht lästig, jede Minute dieses Aufenthaltes wurde mir zur Folter, daher ich wohl zwanzig Mal hinausging und das Wetter rekognoscirte. Da es noch immer piano forttröpfelte und ich nach bereits abgekühlter Wanderlust eine Gelegenheit zum Fahren zu erlauern hoffte, so ließ ich mir eine zweite Flasche Bier geben und spielte den stummen Beobachter.

Unter den Anwesenden fiel mir der Wirth selbst am meisten auf. Eine mittlere, stramme Figur mit ziemlichem Bauche, zinnoberrothem Gesichte, ein paar fast verwegenen Augen, einer hämisch gebogenen Habichtsnase, struppigem, kurzabgeschnittenem, schwarzem Haare machten ihn zu keiner sonderlich angenehmen Erscheinung. Meine besondere Aufmerksamkeit zogen noch seine beschmierten gelben Lederhosen auf sich, an denen fast keine Grundfarbe mehr zu entdecken war. Im Fluchen zeigte er eine besondere Fertigkeit; Himmelsackerment!“ war immer sein drittes Wort, das besonders Grete, die Magd, oft zu hören bekam. Außerdem vernahm man aus dem Munde das brummigen, kurzangebundenen Wirthes oft die beiden für einen Wirth schönsten Worte der deutschen Sprache: „Geld!“ und „Bezahlen!“ Da sich auf der Chaussee kein Wagen zeigte, und mir ein längeres Verweilen in dem höchst widerwärtigen Hause rein unerträglich wurde, so brach ich Abends gegen sechs Uhr auf, in der Hoffnung, bei rüstigem Zuschreiten *per pedes apostolorum* das etwa fünf Stunden entfernte Rudolstadt heute noch zu erreichen. Insofern der Regen nachließ und es vor neun Uhr – es war im Juli – die Nacht nicht anbrach, war dies auch ganz gut möglich. Ueberdies hatte ich lauter Chaussee und konnte also so leicht nicht irren. Auch der Casus, daß sich die Chaussee bald in eine alte und neue theilte, schien nichts auf sich zu haben, denn man sagte mir, es sei gleichviel, welche von Beiden ich gehe; doch rieth man mir, wegen des bequemern Weges die neue einzuschlagen, was ich auch that.

So zog ich denn meine Straße ganz wohlgemuth fürbaß, die mich nur an ein paar Stellen, wo sie noch nicht ganz fertig war und wo viele Steinhäufen lagen, ein wenig incommodirte. Bisher war ich noch im freien Felde gegangen; mit Einbruch der Dämmerung betrat ich den Thüringer Wald. Da ich fast gar Niemand begegnete und auch rings keine Leute

um mich sah, so wurde mir die Zeit nachgerade ein wenig lang. Doch etwa gegen neun Uhr gelangte ich in ein Dorf. Dort hörte ich, daß Rudolstadt nur noch eine Stunde entfernt sei. Jetzt glaubte ich gewonnenes Spiel zu haben. Da ich seit Mittag zwölf Uhr nichts genossen hatte und mich sehr ermattet fühlte, so nahm ich in dem Wirthshause nur ein paar Bissen Brot und ein Glas Rum zu mir, in der Hoffnung, meinem hungerigen Magen bald in Rudolstadt ein besonderes Fest zu bereiten. „Es ist ja nur noch ein Spazirgang!“ dachte ich bei mir selbst, und schlenderte behaglich weiter. Zu fragen hielt ich für unnöthig, da ich vor meinem Eintritte in das Dorf die Fortsetzung der nach Rudolstadt führenden Chaussee gesehen zu haben glaubte, und mir die fixe Idee gebildet hatte, es müsse nur noch den Berg hinauf und von da in das Thal, wo die kleine Residenz liegt, hinuntergehen.

So wanderte ich denn auf der Chaussee fort – weiter und weiter – sie zog sich aber nicht bergan, sondern immer in dem engen ganz einsamen Waldthale fort – es wurde dunkler und dunkler, und endlich stocknacht. Manchmal erschreckten mich dicht neben mir aus den Gebüschern aufspringende Hasen und Rehe, andermal das Geheule von Eulen und Käuzchen, und so fing es mir nachgerade denn doch an, etwas unheimlich zu werden. Ich verdoppelte meine Schritte. Es wurde mir immer mehr zur Gewißheit, daß ich mich nicht auf dem rechten Wege befand. Hier in dieser von Wald und Bergen umgebenen Schlucht konnte es nicht weiter fortgehen; Rudolstadt lag zwar auch in einem Thale, aber dieses war breit, frei und offen. Ich verließ daher die Chaussee und wandte mich auf einem Fußpfade rechts den Berg hinauf. Als ich den Gipfel, am ganzen Leibe triefend, erreicht hatte, gelangte ich aus dem Walde in das freie Feld. Der Mond war zwar mittlerweile aufgegangen, weil es aber immer wieder wechselnd regnete und stürmte, so half mir dies nicht viel. Auch führte mich zu meinem großen Mißbehagen mein Pfad bald wieder in die finstern Abgründe des Waldes zurück. Ich probirte mehrere andere Wege, verließ sich aber auch alle wieder, weil sie mir nicht die rechten schienen, und über diesen Experimenten war ich an einen gerathen, der ganz aufhörte. Da stand ich denn auf einmal um Mitternacht im Walde, und wußte nicht, wo aus, noch ein. Ich ergab mich schon darein, mein Nachtlager unter einem Baume zu nehmen, als ich plötzlich ein paar weiße, geisterhaft an mir vorüberschwebende Gestalten erblickte. In einer gewissen geistigen Auffregung wollte ich

sie schon für überirdische Erscheinungen halten, doch bald überzeugte ich mich, das es zwei reizende Evastöchter waren. Ihre Kleidung und ihr Schmuck schien auf einen höhern Stand hinzudeuten. Wir stutzten im ersten Augenblicke gegenseitig vor einander, doch schon nach wenigen gewechselten Worten verschwanden alle beiderseitigen Besorgnisse.

„O, führen Sie uns doch auf die Chaussee zurück!“ sagte die Schönste von ihnen mit einer Stimme, deren melodioser Ton mir in die Tiefste Seele drang. „Wir besuchten diesen Abend eine Schloßruine dieser Gegend, und da wir kleine, romantische Wanderungen lieben, so schickten wir den Wagen einstweilen voraus. Doch wir trafen die Chaussee nicht wieder, und so irren wir nun schon stundenlang rathlos im Walde umher.“

Ich, dem es jetzt gleichviel war, wohin ich ging, dachte vor Allem darauf, die Chaussee wieder aufzufinden. Sie fragten mich nach meinem Stande und dem Zwecke meiner Reise. „Wie? Sie haben sich selbst verirrt? Und Sie wollen uns führen?“ sagten sie verwundert. Doch ich stellte mich, als ob ich meiner Sache sicherer wäre, als ich es wirklich war, und so überließen sie sich denn auf's Gerathewohl meiner Leitung. Es durchzuckte mich elektrisch, als sich Eugenia (so hieß die Schönste), über Ermattung klagend, an meinen Arm hing, und zutraulich mit mir plauderte.

Der Regen hatte aufgehört, der Mond schien wieder hell, und zeigte mir ein Engelsantlitz, das mich ganz von Sinnen brachte. Wie süß waren mir die kleinen Bemühungen, denen ich mich für das holde Wesen zu unterziehen hatte! Bald befreite ich ihr Kleid von einem Dorne, bald reichte ich ihr die Hand zu einem kleinen Sprunge, bald drängte ich vor ihr das dichte Gebüsch auseinander. Und wie beglückte mich dann jedes Mal ihr Dank!

Plötzlich standen wir vor einem ziemlich breiten, doch nicht tiefen Waldbache. Was da zu thun? Ich erbot mich, die Damen hinüberzutragen. Sie widerstrebten ein Wenig, aber da sie sahen, daß hier doch kein anderer Ausweg übrig sei, so ergaben sie sich darein. Wie soll ich schildern, was ich empfand, als ich Eugenie diesen Dienst erzeigte! Mir war es, als ob ich den Himmel in meinen Armen trüge.

Bald gelangten wir auf einen Weg, der uns bergaufwärts und aus dem Walde führte. Und nachdem wir etwa noch eine halbe Stunde im freien Felde fortgewandert, siehe da! so trafen wir plötzlich auf die Chaussee,

und sahen einen Ort in der Nähe. Es rollte ein Wagen heran, - es war der richtige. Die Damen dankten mir, empfahlen sich und fuhren von dannen. - Wie gern wäre ich mitgefahren, und hätte meine Angebetete begleitet bis an das Ende der Welt! Da stand ich nun wieder allein, ohne zu wissen, wer sie wäre und ob ich sie jemals wieder sehen würde!

Eine Pappelallee, deren ich ansichtig wurde, wollte mich glauben machen, daß der nahe Ort eine Stadt sei; ja, ich gab mich schon dem tröstlichen Wahne hin, daß ich nach so vielen Irrfahrten doch noch Rudolstadt glücklich erreicht habe. Ich wanderte in die Vorstadt hinein (für diese hielt ich die Häuserreihen auf beiden Seiten), aber rings kein Licht - Alles still und todt! Und als ich die vermeintliche Vorstadt passirt hatte, da folgte zu meiner Verwunderung gar keine Stadt - ich stand wieder im freien Felde.

Meinen Irrthum jetzt bemerkend, und mich davon überzeugend, daß der für Rudolstadt gehaltene Ort nur ein kleines Dorf war, kehrte ich um, und pochte an die Fenster einer niedern Bauernhütte. Der Bauer stand auf, und machte Licht. Ich fragte nach dem Gasthofs - er wies mich gerade gegenüber. Ich klopfte - keine Antwort; ich donnerte immer stärker an die Thür. Endlich öffnete sich oben ein Fenster; der Wirth fragte, wer ich sei, und was ich wolle. Ich sagte kurz, daß ich mich verirrt habe, und hier zu übernachten wünsche.

Da ergoß sich der Wirth in einen Strom von Flüchen und Schmähungen über zur Nacht herumstreifendes Lumpengesindel; jetzt sei keine Zeit zum Einkehren; er mache das Haus nicht auf; ich solle nur hingehen, woher ich gekommen sei! Das waren Aussichten!

Ich wandte mich abermals zu dem Bauer, der noch aus dem Fenster schaute, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich erzählte ihm flüchtig mein heutiges Schicksal, nannte ihm meinen Stand und Namen, und zeigte ihm einen Paß, worauf er dem Wirthe zurief, daß ich ein anständiger Mann sei, und seine Bitten mit den meinigen vereinte, mich einzulassen.

So wurde mir denn endlich durch eine alte Hexe von Weib geöffnet. Es war bereits Nachts zwei Uhr. - Da mich hungerte wie einen Löwen, so fragte ich zuerst, was es zu essen gebe. Es war aber nichts da, als ein Rest von einem schwarzen Brot, und dieses war so hart, daß man es mit dem Beile hätte zerhauen mögen. Mein Durst war gleichfalls grenzenlos. Aber mit dem Getränke sah es um kein Haar besser aus, als mit der

Speise. Ich bot einen Sechsbätzner für eine Flasche Wasser, die ich auch erhielt, und zugleich, von Schweiß und von dem Regen bis auf das Hemd durchnäßt, mit lebhaften Zügen leerte. Darauf befahl mich ein heftiger, fieberhafter Schüttelfrost, der mich auf der harten Bank, wo ich lag – denn an ein Bett war nicht zu denken – hoch emporwarf. Ich fand mich so total erschöpft, daß ich gar keine Gedanken mehr hatte, und sogleich in festen Schlaf versank.

Schon früh um 5 Uhr störte mich ein mit einem Besen eintretendes Weibsbild, welches durch seine Arbeit das Zimmer in dichte Staubwolken hüllte.

Als ich, die Augen reibend, anfang, meine Blicke umherzuwerfen, kam mir das Zimmer wunderbar bekannt vor; ja, es wollte mich bedünken, als ob ich schon einmal hier gewesen sei. Bald darauf erschien der kurzangebundene, brummige, seinen Morgensegen fluchende Wirth mit den gelben, schmierigen Lderhosen, und schrie zwei bis drei Mal: „Himmelsackerment, Grete!“ - Jetzt fühlte ich auf einmal klar in mir werden, daß ich mich in demselben widerlichen Wirthshause befand, von welchem ich gestern Abends um 6 Uhr ausgegangen war. Mein Erstaunen war so groß, daß ich nicht wußte, ob ich meinen Augen und Ohren trauen sollte.

Ich fragte die Grete nach dem Namen des Orts; es war richtig Lengefeld, dasselbe Dorf, wo ich gestern bei einem Glas Bier den Regen abgewartet hatte. Insofern hätte ich eigentlich diese Geschichte „meine Reise von Lengefeld nach Lengefeld“ betiteln sollen, doch da sie auch zugleich eine Reise von Rudolstadt nach Rudolstadt war, so zog ich es vor, sie nach dem bekannten Orte zu benennen.

Meine nächtliche Irrfahrt hatte mich meiner Sache so unsicher gemacht, daß ich mir denselben Weg jetzt bei hellem, lichtem Tage nicht ohne einen expressen Boten zu unternehmen getraute. Ich ging mit ihm wieder die neue Chaussee, und gelangte nach etwa vier Stunden in das nur noch eine Stunde von Rudolstadt entfernte Dorf, wo ich gestern Abends um 9 Uhr etwas Brot und ein Glas Rum zu mir genommen hatte. Dort hätte ich fragen sollen; denn man kann auf der Reise nie zu viel fragen. Wäre ich durch das ganze Dorf durchgegangen, so hätte ich glücklich Rudolstadt erreicht; aber so war ich, mich auf meine eigene Weisheit verlassend, denselben Weg, auf welchen ich in das Dorf hereingekommen, wieder hinausgegangen, war draußen auf die alte

Chaussee gerathen, und hatte auf dieser dieselbe Strecke, die ich auf der neuen *vor* mich brachte, wieder *hinter* mich gebracht. Und so hatte sich denn das Mirakel zugetragen, daß ich wieder in den Ort zurückgelangte, von welchen ich ausgegangen war.

In Rudolstadt kehrte ich in dem besten Gasthofs ein und suchte mich durch eine reiche Mittagstafel für die ausgestandenen Strapazen zu entschädigen. Meine Erschöpfung war so groß, daß ich mich mit dem kurzen Monologe: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun!“ sogleich nach Tisch in`s Bett legte.

Bald darauf befand ich mich in Mainz, wo ich mich an dem Anblicke der schönen im byzantinischen Styl gebauten Domkirche ergötzte. Ich hatte sie schon früher gesehen, aber ein solches Werk der Kunst übt auf den Betrachter immer wieder einen neuen Zauber, der sich noch erhöht, wenn sich vom Thurme der herrliche, reine Dreiklang der Glocken hören läßt, was gerade der Fall war. Es war nämlich Sonntag, und die Leute strömten in die Kirche. Obgleich Protestant, pflege ich doch gern zuweilen auch dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Und so that ich auch diesmal. Ich hörte eine recht salbungsvolle Predigt, nach welcher die Messe begann. Da sehe ich auf einmal zwei junge Damen, in welchen ich meine Begleiterinnen auf der Irrfahrt im Thüringer Walde erkannte. Der Anblick Eugeniens schlug wie ein Blitz in meine Brust. Ich konnte kaum das Ende der Messe erwarten. Als diese endlich aus war und sich Alles erhob, suchte ich in die Nähe der beiden Damen zu gelangen; doch sie waren bereits an der Thüre, und als ich diese erreicht hatte, sah ich einen schon etwas ältlichen, nichts minder als schönen, aber höchst feingekleideten Mann Eugeniens draußen vor der Kirche in den Wagen heben, der meinen Blicken rasch entrollte. Sie hatte mich in der Kirche so bedeutsam angesehen, ich fühlte mich ganz hingerissen von ihrer Schönheit – aber was half es? Jetzt war sie fort, und ich hatte das Nachschauen. Wer war sie? War der Mann ihr Vater? Ihr Gemahl? Das waren die mich beschäftigenden Fragen, auf die mir Niemand Antwort geben konnte.

Ich wußte selbst nicht, was ich eigentlich in Mainz weiter wollte und sollte, daher reis'te ich mit dem Dampfschiffe nach Frankfurt ab. Dort fand ich sogleich Geschäfte. Als ich Abends das Theater besuchte, sah ich in einer Parterreloge zu meiner Ueberraschung abermals die beiden Damen; der ältliche Herr saß neben ihnen.

Ich konnte nicht unterlassen, oft nach Eugenie hinzuschielten; auch ihr Auge ruhte mehrmals lange auf dem meinigen; doch der ältliche Herr schien es zu merken; er fixirte mich etliche Male auf eine fragende Weise. Als das Stück aus war, suchte ich mich durch das Gedränge durchzuarbeiten – schon sah ich ihren schwarzen Hut mit dem grünen Schleier – schon war ich ihr ganz nahe – da stürzt mir ein Vetter aus E. in die Arme, und will sich unsers unverhofften Zusammentreffens schier zu Tode freuen – ich reiße mich mit dem Ausrufe: „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!“ wie ein Wahnsinniger von ihm los – aber zu spät! Der günstige Augenblick war vorüber! Eugenie war verschwunden!

Als ich einige Tage später in einer Buchhandlung, die Novitäten mustern, ganz in Gedanken versunken war, traten plötzlich der ältliche Herr und meine beiden Damen ein. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich ihn „Herr Graf“ tituliren hörte. Es schüchterte mich dies so ein, daß ich die Damen nicht anzureden wagte, wovon mich überdies noch ein giftiger, mich treffender Blick des Grafen abhielt. Auch die Damen schienen einigermaßen genirt, und so blieben wir denn einander fern, obwohl mich Eugenie mehrmals ganz verstohlen anblickte, als ob sie mir viel zu sagen hätte, wenn sie nur dürfte. Als sie fort waren, hörte ich, daß es der russische Graf O** mit seiner Gemahlin, einer deutschen Baronessa und deren Schwester sei, und erfuhr, daß sie gegenwärtig in Frankfurt lebten.

Ich kann nun eigentlich wahrhaftig nicht sagen, wie sich das Wunder zutrug, daß ich auf ein Mal Sekretär des Grafen wurde. Ich weiß nur so viel, daß ich plötzlich diesen Posten bekleidete, bei ihm wohnte und mit an seiner Tafel speis`te. Ich lernte seine schöne Gemahlin Eugenie näher kennen. Von giftigen Blicken und sonstiger Eifersucht war gar keine Rede mehr, und zwar um so weniger, als er seine Gemahlin nicht nur gar nicht achtete, sondern sogar auffallend roh behandelte. Ich war öfters Augenzeuge davon, wie er sie unter den heftigsten Scheltworten schlug und mißhandelte, ja sogar einer gemeinen Person, mit der er ziemlich öffentlich Umgang pflog, den Vorzug gab. Da mich die schöne Gräfin in tiefster Seele dauerte und sie bei mir ein nachfühlendes Herz fand, so bildete sich zwischen uns wie von selbst eine Freundschaft, die nach und nach in Liebe überging. Doch blieb dieses Verhältniß ein durchaus ideales und reines, das die Gräfin trotz den Fehlern ihres

Gemahls nie ein Haar breit von ihrer Pflicht weichen ließ. Die hohe Achtung, die ich vor ihr gewann, vermehrte nur meine stille Liebe und Anbetung, die ich ihr aber nicht einmal auszusprechen wagte.

Auf ein Mal verabschiedete mich der Graf ohne einen rechten Grund plötzlich aus seinem Dienste. Verhältnisse anderer Art riefen mich bald darauf nach L. zurück. Dort erfuhr ich durch den Brief eines Freundes den plötzlichen Tod Eugeniens. Keine Worte vermögen zu schildern, wie mich diese Nachricht erschütterte. Ich versank in tiefe Melancholie. Die Aerzte riethen mir eine Reise. Ich ging nach Paris, und machte von dort einen Ausflug in die Pyrenäen.

An einem himmlischen Frühlingstage wanderte ich durch ein friedliches, idyllisches Thal, bei dessen Anblick ich dachte: „Ach, wer doch in diesem Winkel leben und sterben könnte!“ Bald gelangte ich an eine von waldigen Höhen umgebene kleine Bauernütte, wo ich in einem Gärtchen ein wunderschönes Landmädchen die Blumen begießen sah. Wer schildert meine grenzenlose Ueberraschung, als ich näher tretend in ihr die todtgeglaubte Gräfin O** lebendig vor mir stehen sah! Sie stieß bei meinem Anblick einen Schrei aus und sank mir ohnmächtig in die Arme. Nachdem sie sich wieder erholt hatte, erzählte sie mir, daß sie wie *Shakespeares* Julie einen scheinbar tödtenden Trunk genommen, und nach ihrem Aufwachen mit Hilfe einer treuen Dienerin aus dem Sarge entflohen sei, um sich ohne das Aufsehen einer Ehescheidung von der unerträglichen Tyrannei ihres Gemahls zu befreien. Darauf habe sie diesen stillen Winkel der Erde aufgesucht; hier hoffe sie, fern von der Welt, den Rest ihrer Tage zu verleben.

Die Sympathie zog uns in dem fernen Lande mit doppelter Macht zu einander. Ich miethete mich im nächsten Dorfe ein, von wo aus ich sie täglich besuchte. Wir gestanden und gegenseitig unsere Liebe, es kam bald so weit, daß wir beschlossen, einander ewig anzugehören. Die priesterliche Weihe sollte uns ihren Segen ertheilen – ich trat gerade mit ihr zum Altar, als plötzlich wie hereingeschneit mein Onkel aus A. dazu kam, und – *ich erwachte*.

Denn Alles von dem Augenblicke an, wo ich gedachte, „*einen tiefen Schlaf zu thun*,“ war ein bloßer Traum gewesen, der sich wohl daran einigermaßen kenntlich machte, daß er so manches Widersprechende und Plötzliche bunt durcheinander warf. So geht es zuweilen. Es gibt Träume, welche Erlebnisse ganzer Jahre in den engen Raum einiger

Stunden zusammendrängen, so wie es dagegen wieder andere gibt, in denen ganze Jahre zu bloßen Minuten zusammenschrumpfen.

Ich hatte von Mittag an die ganze darauffolgende Nacht hindurch bis Morgens acht Uhr anhaltend fortgeschlafen, was bei der gewaltigen Erschöpfung durch die Irrfahrt kein Wunder war. Abend hatte mich zwar der Kellner ein Mal berührt, doch da ich mich bewegte und er sich davon überzeigte, daß ich nicht todt war, so hatte er mich in Gottes Namen liegen lassen.

Als ich mich, verdrießlich über die Täuschungen meiner Einbildungskraft, angekleidet hatte und meinen Kaffee trank, höre ich in dem Nebenzimmer plötzlich eine liebliche, melodiose Stimme. Himmel! es ist die Stimme Eugeniens! Als ich, mir selbst entrissen, hinaus auf den Gang fliege, da steht sie in der Thüre, bietet mir freundlich guten Morgen, und winkt mir, näher zu treten. Ich ließ mich nicht lange bitten. Die beiden Damen befanden sich in ihrem Zimmer allein. Es war mir ein ganz eigenes Gefühl, mich jetzt wachend mit der Himmlischen zu unterhalten, mit deren Bild meine Phantasie im Schlafe so wunderbar gespielt hatte. Ich erzählte ihr meine weitem Reiseerlebnisse. Von dem Traume sagte ich natürlich nichts. Bald erschien ihr Gemahl, ein junger, schöner Mann, um die Damen zum Besuche des bei Rudolstadt gelegenen „Schillerberges“ abzuholen. Sie sagten ihm, wie ich ihnen auf ihrer Irrfahrt zum Wegweiser gedient, worauf ich eingeladen wurde, an der kleinen Morgenpromenade Theil zu nehmen. Zwar ging mir auch im Wachen noch die Gefühle nach, die ich im Traume für Eugenien empfunden hatte; auch bezog ich mich unter Anderm einmal auf das Theater in Frankfurt und sprach auf dem „Schillerberge“ gar von den Pyrenäen; doch sie mochte glauben, daß mich der Anblick von Schillers Büste und ein Anhauch des dichterischen Genius phantastisch mache, und lächelte nur zu meinen wundersamen Reden. Merkwürdigerweise traf es wirklich zu, daß ihr Gemahl ein russischer Graf war; selbst im Namen kam mein Traum der Wahrheit nahe, denn der Graf hieß Ortlaw, was (eigen genug) zugleich an meinen eigenen Namen anspielte; aber darin hatte mein Traum Unrecht, daß er mir ein widerwärtiges Bild von ihrem Gemahl entwarf, denn dieser war der liebenswürdigste Mann von der Welt und lebte mit seiner Gemahlin in schönster Harmonie.

Nachdem ich noch einer Einladung zum Mittagessen Folge geleistet und mit den drei Fremden die heitersten Stunden verlebt hatte, führen

sie nach Weimar ab, um von dort ihre Rückreise nach Rußland anzutreten. Mir aber ging es mit dieser kleinen Neigung wie mit so mancher andern; sie hat mir noch einige Tage in der Seele nachgezittert, und dann ihren historischen Gang genommen.

Der Schillersberg bei Rudolstadt.

von Ernst Ortlepp

aus: *Schillerlieder*. Stuttgart 1839

Ich stieg den Berg hinan bis in die Mitte,
Da schaut, von Steinen überdacht, ein Bild
In Wolk' und Thal hinaus nach Dichtersitte,
Als wie von hoher Leidenschaft erfüllt;
Die todten Augen rollen in die Weiten,
Der Saale Fluß wallt unten ruhig hin,
Und die Natur mit allen Herrlichkeiten
Bewältigt den dahingeriss'nen Sinn.

Hier treten Stadt und Schloß dem Blick entgegen,
Dort unterm Berg in stiller Ländlichkeit
Winkt ihm am Fluß ein Dorf mit seinem Segen,
Von Wiesen und von Feldern rings umreicht;
Und aus dem Dorfe blickt ein Haus herüber,
Das einstens geist'ge Welten in sich schloß;
Der Strom der Saale fließt noch, doch vorüber
Ist ach! Der Strom, der mächt'ger, höher floß.

4. Erinnerungen

Gedichte

In seinen letzten Lebensjahren zog es Ortlepp nach seiner „Pforte“ zurück. 1858 schrieb er in seinen *Erinnerungen an Schulpforte*:

„Der Abschied von der Pforte wurde mir sehr schwer; ja ich hegte den stillen Wunsch, niemals aus der Pforte in die Welt hinauszutreten, und dort ungestört mein ganzes Leben den Studien der Alten widmen zu dürfen. [...] So blühe denn fröhlich fort, du geliebte Anstalt, der ich meine Jugendbildung verdanke, wo ich frei von Sorgen in den unsterblichen Werken der Alten schwelgte und so manche Freunde fand, die nun längst zerstreut oder hinübergeschieden sind! So oft ich dich erblicke, tritt mir die Vergangenheit mit süßem Zauber entgegen; längst versunkene Jahre und Bilder steigen aus den Gräbern herauf und schauen mich lächelnd an; und wenn ich dann in süße Träume eingewiegt in dem schönen Saalthal dahinwandle, den nähern Gott um mich, und mir, so sage ich leise mit nassen Augen: Dank, Mutter Pforte, Sei mir gesegnet in Ewigkeit!“

„So sagt er in der wohl bald nach seiner Entlassung (1819) gedichteten Ode:

„Dort um die Saale schlingt sich ein Rebenkranz
Und grüne Berge sehen den Silberfluß
Tief unten in des Blüthenales
Freundlichen Wölbungen sanft sich winden,

Der auf Ruinen grüßte die Wanderer
Und ihrer Worte schmerzlichen Ton vernahm:
O Fluß, du bist des Menschen Leben
Rausche nur hin, bis du auch vergehest.

O Pforte, Pforte! Wie mich dein Bild ergreift!
Entschwund`ne Jahre, lebt mir noch einmal wohl!

Leb` mir noch einmal wohl, o Pforte! -
Dank Mnemosyne, der süßen Stunde!²

1831 erschien in seiner ersten Sammlung *Gedichte, Leipzig, bei Friedrich Fleischer*, S. 120, das Gedicht: *Schulpforte*.

Schulpforte.

Komm, Mnemosyne, leite mich hin in's Thal,
Wo mir die erste, selige Jugendzeit
Die Brust mit goldnen Bildern füllte,
Dich mich noch farbig und schön umspielen!

Ein neuer Pindus hebt sich dort himmeln,
Und trägt auf Schwingen kühner Begeisterung
Die adlergleichen Jünglingsseelen,
Die sich nach Rom und nach Hellas träumen,

In Götterwelten; horch, wie die Leier tönt!
Der blinde Sänger singt des Achilles Zorn,
Und rings erschallt von jeder Lippe,
Unter dem Liede der Nam` *Homeros*;

Dich, dich, *Homeros*, rufen die Stauenden,
Es flammt vom Feuerwunsche bewegt die Brust,
Den Greis zu schauen, dem im Alter
Solch eine Flamme noch glüht die Seele,

Die in der Zeiten Strome doch auch erlosch. -
Doch sieh, wer blickt in sel`ger Entzückung Traum
Dort, ein Verklärter, aufwärts nach der
Weiten Unendlichkeit blauem Grabe?

Sein Auge leuchtet anderer Welten voll
Und Sonnen schweben über sein Angesicht;

² Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp. Von F. Walther Ilges. München 1900. Seite 27.

Sagt, ist's ein heil'ger Ueberird'scher,
Der in der Stille mit Gotte redet?

Ach, *Klopstock, Klopstock*, könnt' ich an deine Brust
Mich trunken stürzen! Könnst' ich im Nachgefühl
Mit deiner großen Seele jenem
Größten unsterbliche Lieder singen!

O welche Sprache nannte die Seligkeit!
Wenn ich das könnte; wenn ich, im Adlerflug
Dereinst mit dir von Welt zu Welten
Schweifend, die himmlische Harfe rührte!

Dort in des Waldes einsamen Schattengang
Bist du gewandelt in der Vergangenheit,
Und jener Quell mit deinem Namen
Hörte zuerst den Gesang des Jünglings;

Der nicht mehr tönet; heiliges Schweigen ruht
Am stillen Orte; leiserer Wellen Klang
Erzählet nur mit kaum gehörtem
Murmeln dem lauschenden Wanderer Vieles,

Was ihn gar eigen hin nach der Grotte zieht,
Wo wunderbare Regung die Brust ergreift,
Und er gerührt, daß solche Orte
Wenig die Erde besitze, lispelt.

O süße Stätte deine Gespielinnen
Sind Seraphswonnen; eilet, ihr Jünglinge,
Was Tugend ist, dort zu empfinden!
Eilet! Dort werdet ihr groß und edel!

Der stille Tempel stehet in Majestät,
Die altergrauen Steine – Jahrhunderte
Sahn sie entrinnen, sind versunk'ner
Zeiten und Sterblicher stumme Zeugen.

Das ganze Thal ist himmlischer Weisheit voll
Und tiefer Ruhe, die nicht Weltgewühl
Mit seinem Marktgetöse störet,
Die nicht mit leeren Vergnügungsrausche

Bachant`scher Freuden lärmende Schwinge trifft;
Die ew`ge Lampe strahlt in der Einsamkeit
Im Dome der Natur dort heller,
Und es entflammt mit dem Geist das Herz sich.

Dort um die Saale schlingt sich ein Rebenkranz,
Und grüne Berge sehen Silberfluß
Tief unten in des Blüthenthales
Freundlichen Wölbungen sanft sich winden,

Der auf Ruinen grüßte die Wanderer
Und ihrer Worte schmerzlichen Ton vernahm:
„O Fluß, du bist des Menschen Leben!
Rausche nur hin, bis du auch vergehest!“

O Pforte! Pforte! Wie mich dein Bild ergreift!
Entschwund`ne Jahre, lebt mir noch einmal wohl!
Leb` mir noch einmal wohl, o Pforte! -
Dank, Mnemosyne, der süßen Stunde!

In der Heimat angekommen veröffentlichte Ortlepp seine letzten Gedichtsammlungen

- *Klänge aus dem Neckarthal, Stuttgart 1852 im Selbstverlag des Verfassers (77 Gedichte);*
- *Klänge aus dem Saalthal, Naumburg 1856 (102 Gedichte),*

sie waren praktisch auch eine Sammlung von Erinnerungen an vergangene Zeiten und enthalten zusammengetragene, auch ältere Gedichte, die er bereits schon an anderen Stellen veröffentlicht hatte. In beiden Sammlungen gibt es 47 gleiche Gedichte.

Aus dem Gedicht *An das Cannstatter Thal* in der Sammlung *Klänge aus*

dem Neckarthal wurde 1856 in *Klänge aus dem Saalthal* das Gedicht *An das Saalthal*, aus *Der Frühlingsabend* wurde *Der Frühlingsabend im Saalthal*, aus *Erinnerung an Schulpforta* mit drei Strophen, *Erinnerungen an Schulpforta* mit vier Strophen, alle Gedichte mit gleichem Text.

Dokumentieren möchte ich die Gedichte, in die sich seine Erinnerungen widerspiegeln: Pforta, Naumburg und das Saaltal.

Klänge aus dem Saalthal 1856, S. 26

Erinnerung an Schulpforta.

Kennst du das *Thal*, wo still die *Saale* fließt,
Wo hinter`n Wald die *Rudelsburg* dich grüßt,
Wo Aeolus das Felsenthor durchweht,
Wo fern der Welt ein stilles Kloster steht:

Kennst du es wohl?

Dahin, dahin

Laß dich von der Erinn`rung Armen zieh`n!

Kennst du den *Berg*, der in die Wolken reicht,
Den Musensitz, der dem Parnasse gleicht?
Und festlich wallt ein bunter Zug empor,
Und Tanz beginnt nach froher Lieder Chor -

Kennst du ihn wohl?

Dahin, dahin

Noch einmal träume sich dein heit`rer Sinn!

Kennst du den *Wald*, der von dem Berge blickt,
Wo manche Stirn den Lorbeer sich gepflückt?
Die Mauer weicht – und ein Poetengang!
Ein heil`ger Quell *) mit ew`ger Lieder Klang!

Kennst du ihn wohl?

Dahin, dahin

Will ihren Freund der Arm der Muse ziehn!

Kennst du den *Fluß*, der sanftgewunden rollt?

Es blinkt aus ihm der Jugendjahre Gold,
Und Weinberghäuser sehen still herab,
Und alte Freunde steigen aus dem Grab!
Kennst du ihn wohl?
Dahin, dahin
Wird oft der Geist voll süßer Wehmut flieh`n!

*) Die Klopstocksquelle.

Klänge aus dem Saalthal 1856, S. 2

Sehnsucht nach Naumburg.
(In Zahna gedichtet, Anfang März)

Was soll ich hier im fremden Haideland,
Wo öde Fläche nur umher und Sand,
Im kleinen Ort, wo Niemand, o Poet,
Verkannter, dein begeistert Herz versteht?
Wo mir nicht möglich höhern Werks Beginn?
Nach *Naumburg*, ach, nach *Naumburg* steht mein Sinn!

Dort grüßen rings mich heimathliche Au`n,
Ich werde meine Berge wiederschaun,
Dort lächeln Thal und Fluß mir freundlich zu,
Dort wiegt die Frühlingsschöpfung mich in Ruh,
Dort wird mir wieder klarer, was ich bin;
Nach *Naumburg*, ach nach *Naumburg* steht mein Sinn!

Schon seh` ich Naumburg`s Thürm` im Abendstrahl,
Schon blinkt das stille Kloster in dem Thal,
Es öffnet sich der Winde Felsenthor,
Die Rudelsburg blickt hinter`m Wald hervor,
Und *Kösen*, *Saaleck* mich magnetisch ziehn:
Nach *Naumburg*, ach, nach *Naumburg* möcht` ich hin!

Dort athm` ich auf den Bergen Lebenslust,
Ich schaue in des Thales Blüthengruft,

Dort singt mir anders Lerch` und Nachtigall,
Und heller klingt auch meines Liedes Schall;
Dort blinken Weinbergshäuser, Wald und Flur,
Und schöner ist die himmlische Natur.

Dort schlingt sich wohl auch manches Freundschaftsband,
Und Mancher beut das Herz im Druck der Hand,
Dort wird die innere Disharmonie
Zu Einklang mir und holder Melodie;
Hier ist nur Geistverlust, dort Geistgewinn;
Nach *Naumburg*, ach, nach *Naumburg* muß ich hin!

Klänge aus dem Saalthal 1856, S. 10

Mein Lieblingsfluss.

Ich sah den majestät`schen *Rhein*
Mit seiner stolzen Berge Kranz
Und seiner Burgen Widerschein
Sich spiegelnd in der Wogen Tanz;
Doch immer sehnt` ich mich zurück
Zum nievergess`nen Jugendglück
Im Thale
Der *Saale*.

Ich sah den *Neckar*, jünlingsgleich
Hinwallend durch das Schwabenland,
In dessen Paradiesereich
Ich eine zweite Heimath fand:
Doch immer winkte hold und mild
Der alten Heimath Zauberbild
Im Thale
Der *Saale*.

Ich sah den *Main*, den schönen Strom,
Wo seine Woge höher schwoll
An *Frankfurts* altehrwürd`gem Dom,

Und *Deutschland* harrte ahnungsvoll:
Doch aus der Wellen Kampf und Streit
Sehnt` ich mich nach der Einsamkeit
Im Thale
Der *Saale*.

Sei denn begrüßt viel tausendmal,
O *Naumburg*, Stadt des Herzens du,
Und holdes, vielgeliebtes Thal,
Das meine Seele wiegt in Ruh!
Gesegnet sei mir nah und fern,
Und sterb` ich nun, so stürb` ich gern
Im Thale
Der *Saale*.

Klänge aus dem Saalthal 1856, S. 63

An das Saalthal.

Sei mir begrüßt in deinem Zauberglanze,
O holdes Thal, das mich so oft entzückt!
Sei mir begrüßt mit deiner Berge Kranze
Und mit dem Fluß, der deine Auen schmückt!
Sei mir begrüßt mit deinen Blütenbäumen,
Mit deiner Pappeln, deiner Weiden Grün,
Sei mir begrüßt mit allen deinen Räumen
Und allen Blumen, welche dich durchblühn!

Wie oft schon wallt` ich selig auf und nieder
In deinem weiten Wonneparadies!
Wie oft erwachte da der Geist der Lieder,
Der im Gewühl der Menschen mich verließ!
Wie viele reine selge Weihestunden
Hab` ich auf deinen Fluren schon erlebt!
Was hab` ich nicht schon Alles hier empfunden,
Geträumt, gedacht, gebrütet und gestrebt!

Schön warst du in dem jungen Morgenschimmer,
 Wenn über Wald und Berg die Sonne stieg,
Schön warst du in der Abendröthe Flimmer,
 Wenn rings die Welt in Träume sinkend schwieg,
Schön warst du an dem sanften Nachmittage,
 Schön warst du in der monderhellten Nacht,
Schön in dem Lenz bei Nachtigallenschlage,
 Schön in des reichen Herbstes milder Pracht.

Wenn ich in deine selgen Räume trete,
 Da sinken alle Schlangen von der Brust,
Ich athme auf, ich seufze, juble, bete
 Und weine, doch nur Thränen süßer Lust;
Mein ganzes Wesen fühl' ich neugeboren,
 Die Himmel öffnen mir ihr goldnes Thor,
Und alle Schwingen, die der Geist verloren,
 Sie wachsen neu und flügeln mich empor.

Bald fesselt mich der Strom mit seinen Wogen,
 Der unaufhaltsam eilt zum Ocean,
Bald fühl' ich mich zum Saatfeld hingezogen,
 Bald lockt mich eine stille Schattenbahn,
Bald schau ich nach den fernen Bergesgipfeln,
 Bald nach den blanken Weilern rings umher,
Bald nach der Bäume grün und goldnen Wipfeln,
 Bald auf der Wiesenfluren Farbenmeer.

Bald tret' ich in den Hain mit süßem Schauer,
 Und lausche dem Gesang der Nachtigall,
Bald weil' ich an der Thür der Gartenmauer,
 Und sehe dort die schönen Blumen all,
Bald blick' ich aufwärts zu der Wanderwolke,
 Der nah der Adler ausgebreitet schwebt,
Bald schau' ich nieder nach dem kleinen Volke,
 Das summend, schwirrend mir zu Füßen schwebt.

Bald sinn' ich über Schicksal, Welt und Zeiten,

Bald spinnt ein süßer Liebestraum mich ein,
Bald trägt mein Flug mich in Vergangenheiten,
Bald red' ich tiefbewegt mit Gott allein,
Bald denk' ich an die frühesten Kinderjahre,
Bald tret' ich in dem Geist ans nahe Grab,
So wogt mir von der Wiege bis zur Bahre
Das ganze Menschenleben auf und ab.

Und bin ich dann gewallt so tief versunken,
So fühl' ich mich von reinster Lust erquickt,
In stiller Brust erglühn die Gottesfunken,
Die oft das Marktgetös der Welt erstickt;
Dann bleibt ein Himmel mir in tiefster Seele,
Den mir kein Erdenschmerz vernichten mag,
Und leise singt die innre Philomele
Das Lied der Wonne fast den ganzen Tag.

Klänge aus dem Saalthal 1856, S. 37

Der Frühling im Saalthal.

Wie malerisch dahingegossen
Erschimmern Berge, Thal und Hain,
Von weichem Nebelduft umflossen
Im Frühlingsabendsonnenschein!
Vergoldet lächeln rings die Auen,
In Blütenprach erprangt der Baum,
Die Lerchen trillern hoch im Blauen,
Und Blumen träumen süßen Traum.

Der Fluß mit seinen Silberwogen
Kommst feierlich das Thal entlang
Gleichwie ein Fürst dahergezogen
Mit majestätisch stolzem Gang;
Die friedlich stillen Dörfer blinken,
Als wollten sie in ihr Asyl
Den Wanderer hinüberwinken

Als an ein süßes Ruheziel.

Im milden Glanz der Abendröthe
Ziehn Heerden blökend ihre Bahn,
Melodisch tönt des Schäfers Flöte,
Und Mädchen singen auf dem Plan;
Und in die tausendfachen Lieder
Aus hoher Luft, in Wald und Feld
Klingt der Choral vom Thurm hernieder
Und mahnt uns an die and`re Welt.

Rings schallt der Abendglocken Klingen,
Zum Tempel wird nun die Natur,
Und alles Jubeln, alles Singen
Es tönt dem großen *Einen* nur;
Ihn preisen Millionen Kehlen
Mit lauten Stimmen rings umher,
Vor ihm erzittern tausend Seelen
Als Tropfen in dem Andachtsmeer.